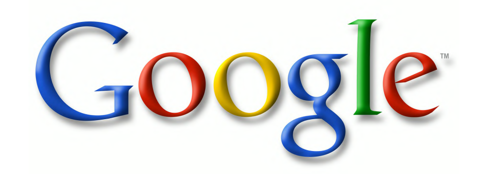




Zur Biographie
Friedrich Hebbel's

Von

Ludwig August Frankl

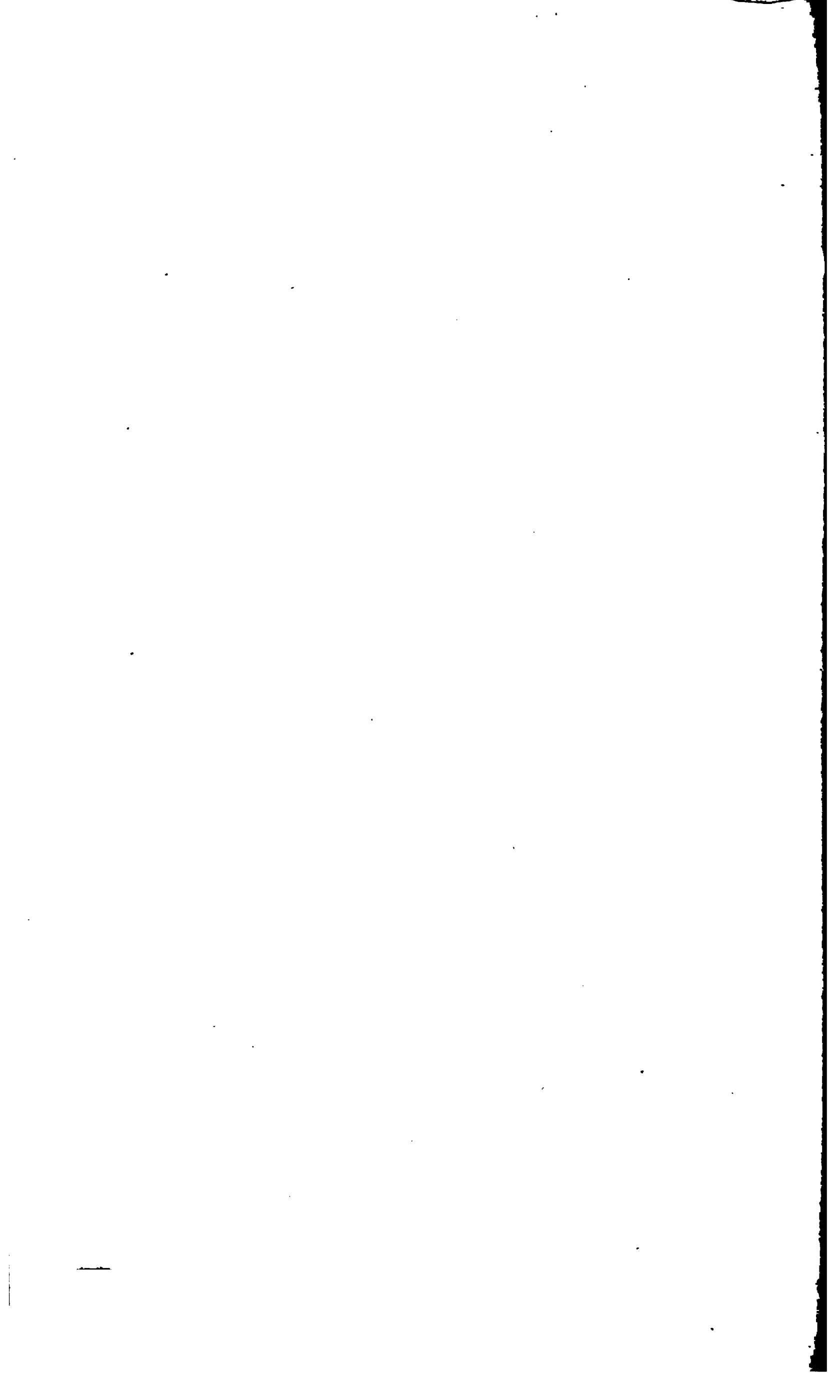
Mit Porträt

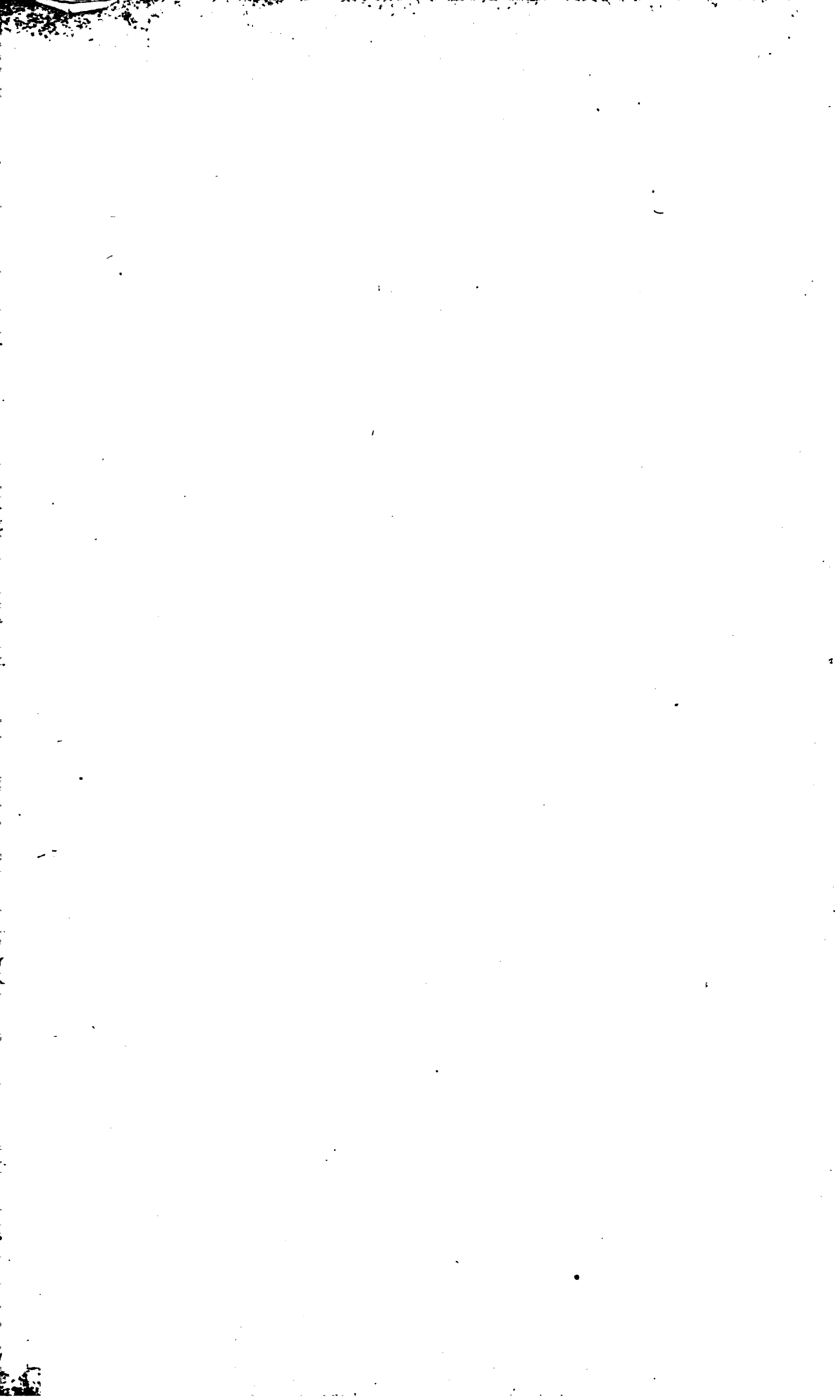


Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag
1884



Friedrich Hebbel.







Friedrich Hebbel.

Zur Biographie

Friedrich Hebbel's.

Von

Ludwig August Frankl.



Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1884.

Friedrich Hebbel.

Zur Biographie

Friedrich Hebbel's.

Von

Ludwig August Frankl.



Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1884.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Vorwort.

»Wer sein Leben darstelle, der solle wie Goethe nur das Liebliche und Beschwichtigende und Ausgleichende hervorheben, das man auch in den dunkelsten Verhältnissen auffinden könne, und das Uebrige auf sich beruhen lassen.«
Friedrich Hebbel.

Am 13. December 1883 waren es schon zwei Decennien, daß der Dichter, dem die nachfolgenden Blätter gewidmet sind, aus dem Leben geschieden ist. Wie viel auch bereits über seine Werke, wie über seine Persönlichkeit geschrieben worden ist, noch sind seine eigensten Erlebnisse und Bekenntnisse, die er in jahrelang sorgfältig geführten Tagebüchern niedergelegt hat, und seine Correspondenzen weitaus nicht ihrem vollen Inhalte nach bekannt. Erst wenn diese, wie uns mitgetheilt worden ist, von treuer Freundeshand demnächst veröffentlicht sein werden, wird das Bild des Menschen und des Dichters plastisch und in voller Beleuchtung vor uns stehen. Für diese Zeit will ich, mit Ausnahme zweier kleinerer Mittheilungen, die ebenfalls von Freunden des Dichters herrühren, hier nur das mit Friedrich Hebbel persönlich Gelebte und Erlebte, wie es einem Anderen nicht bekannt sein kann und bis nun nicht bekannt geworden ist, so wie bisher ungedruckte Briefe, die der Dichter an mich gerichtet hat, vorlegen. Es soll hier daran festgehalten werden, was Hebbel selbst als Norm für Lebensbeschreibungen bedeutender Menschen festgestellt hat und was mit seinen eigenen Worten an der Spitze dieser Zeilen als leitendes Motto aus=

gesprochen ist. Da nur dasjenige, was einen Menschen von allen anderen unterscheidet, das ihm ureigenste interessant ist, so sei hier noch einer Bemerkung Goethe's gefolgt: »Wir lieben nur das Individuelle, daher die große Freude an Vorträgen, Bekenntnissen, Briefen, Anekdoten, Memoiren abgeschiedener Menschen.«

Die hier folgenden Mittheilungen bilden einen Theil meiner eigenen Memoiren. Es ist dem Charakter von solchen eigen, daß der Verfasser von sich selbst spricht und sprechen muß. Seine eigene Persönlichkeit bildet gewissermaßen den Rahmen für die Gestalten und Scenen, die er zu schildern sich vorgenommen hat. Nur ein wenig einsichtsvoller Leser kann diesfalls leicht den Memoirenschreiber für selbstgefällig halten. Es bliebe also kein anderes Mittel, um sich vor solchem Tadel zu schützen, als eben keine Memoiren zu schreiben. Es wäre schade darum, zumal das Bedauern sich oft vernehmen läßt, daß die deutsche Literatur an solchen so arm ist.

Erstes Zusammentreffen.

Ich lernte Hebbel durch einen phantastischen polnischen Edelmann, Wilhelm Zerboni di Sposetti, kennen. Dieser brachte mir einen enthusiastischen Artikel über den von ihm vergötterten Dichter zur Aufnahme in meine vorzugsweise der Kunst gewidmete Wochenschrift »Sonntagsblätter«. Ich mußte den weitläufigen Essay bei voller Verehrung für den Dichter der »Judith«, der »Genovefa« und der »Maria Magdalena« wegen seiner alles Maß überschreitenden Ueberschwänglichkeit ablehnen. Nichtsdestoweniger lud mich der Verfasser ein, mit Hebbel bei ihm im Hôtel »Zum Erzherzog Karl« zu speisen. Hebbel verhielt sich während des Essens schweigsam und schien nachdenklicher Stimmung zu sein. Nach Tisch bat unser Wirth den Dichter, irgend eines seiner Gedichte vorzulesen. Hebbel war sofort dazu bereit. Er recitirte seine Ballade »Der Haideknabe«, pathetisch, sich wunderlich dabei hin- und herbewegend. Ich befand mich in peinlicher Verlegenheit, denn ich hatte, bis auf einzelne Wörter, von dem Vortrage nichts verstanden, selbstverständlich auch nicht eine Ahnung vom Inhalt des Gedichtes empfangen. Hebbel trug es mit der uns in Wien völlig fremden dithmarschen Betonung vor. Die anwesenden Herren, die wohl ebensowenig die seltsame Aussprache verstanden, brachen in Beifall aus. Ich folgte aus Höflichkeit ihrem Beispiele und erbat mir das Gedicht im Manuscripte, um es noch einmal genießen zu können.

Hebbel's Erscheinung war eine freundlich helle, eine milde. Erst bei näherer Betrachtung derselben trat sie in ihrer charakteristischen Prägung entgegen: Der rundgeformte Kopf zeigte eine mächtige Stirne, die sich wie eine Kuppel wölbte und nur spärlich von fast weiß-blonden Haaren bedeckt war. Unter ihr glänzten, wenn auch von keinen markirenden Brauen und Wimpern beschattet, blitzblaue Augen hervor, die, wenn Hebbel lebhafter angeregt, oder, wie bei ihm oft, in leicht wachgerufenem Zorne sprach, wirklich Blitze schossen. Die Nase, nicht eben schroff sich absenkend, endete abgestumpft und schwächte die Gewaltigkeit der Stirne. Der Mund, gut aber breit geschlitzt, ließ sinnliches Begehren erkennen, wiewohl er durch einen, dem Haupthaare gleichfärbigen Vollbart etwas verhüllt war. Die Gesichtsfarbe weiß, nur sanft geröthet. Auffallend waren die Bewegungen seines Körpers, bei Gesprächen mit ihm ganz absonderlich. Den Kopf, als wäre er zu schwer für die mittelhohe, schlanke Gestalt, zur Seite geneigt, wiegte er sich fort und fort nach rechts und links in den Hüften und näherte sich, wie man auch zurückwich, fort und fort demjenigen, mit dem er eben, lebhaft irgend ein Thema auseinandersetzend, sprach. Es war bei den ununterbrochen schwankenden Bewegungen der Gestalt, die, um sich aufrecht zu erhalten, auf breiten und langen, ausgreifenden Füßen sich erhob, als ob das Knochengerüst nicht fest ineinandergefugt wäre; er starb auch an einer Knochen-Erweichung, die sonst fast nur bei Frauen vorkommt.

Mein Verkehr mit Hebbel war ein ziemlich lebhafter. Wir besuchten uns gegenseitig, später nur selten, als ich ihn im juridisch-politischen Lesevereine eingeführt hatte, wo wir uns in den Abendstunden fast täglich sprachen. Auch hier befremdete die Besucher die seltsame

Aussprache, die nur nach langem Aufenthalte in Wien sich allmälig, niemals ganz, verlor. Er klagte, immer wieder darauf zurückkommend, daß er nicht auf das Hofburgtheater mit seinen Dramen gelangen könne, auf welches er seine Hoffnungen gesetzt habe. Deinhardstein hatte schon im Jahre 1844 die Tragödien »Judith« — »Genovefa« — »Maria Magdalena« in den »Jahrbüchern der Literatur« glänzend besprochen, auf die originelle Dichterkraft aufmerksam gemacht und besonders hervorgehoben, daß diese Dramen zugleich streng bühnengerecht und eines theatralischen Erfolges sicher seien. So sprachen auch Grillparzer, Halm, Prechtler, Franz von Braunau und Andere zu ihm und haben wohl auch, um dem Gaste gleich bei einer ersten Begegnung nicht die Hoffnung zu trüben, eine Aufführung der Dramen für möglich dargestellt. Das war nun entschieden unthunlich. Hebbel nahm die dem Wiener jedem Fremden gegenüber eigene Liebenswürdigkeit und freundliche Zuvorkommenheit für baare Münze und hielt sich dann für absichtlich getäuscht, wenn sich die in ihm geweckten Hoffnungen nicht erfüllten. Er sprach von Neid, von Eifersucht auf sein Talent, von böswilliger Absicht und konnte dabei in einen wahren Berserkerzorn sich steigern. Die Wiener hatten Unrecht! Sie wußten, daß die Dramen Hebbel's gegen die von einem geistesbeschränkten Polizeipräsidenten gehandhabten Censurvorschriften verstießen, welche ihre Darstellung unmöglich machten. Sie hätten das dem Dichter sagen sollen, der mit den österreichischen Zuständen völlig unbekannt war. Wirklich bedurfte es des Märzsturmes vom Jahre 1848, um den Staat in allen Fugen krachen zu machen, die Geister zu befreien, um den Gestalten Hebbel's den Weg auf die Hofbühne zu bahnen. Die Verstimmung gegen die österreichischen Poeten — wiewohl Hebbel in der von

ihm verfaßten Biographie des Dichters Ernst Freiherrn von Feuchtersleben eine Regeneration der poetischen Kunst gerade aus Oesterreich hoffte — hörte niemals völlig auf, sein, durch herbe Erfahrungen gereiztes und zu Mißtrauen ohnehin geneigtes Gemüth blieb verschlossen. Ich sollte das, trotz meines herzlichen Wohlwollens für ihn, bald selbst erfahren. Es ist darum begreiflich, daß sich das starke Selbstbewußtsein des Dichters, das den Ruhm seiner künftigen, in ihm noch ruhenden Werke anticipirte, sich aufbäumte und in heftigen Zornesreden, in unmäßigen Hyperbeln sich äußerte: »Wenn ich sitze, rage ich um Kopfeslänge über alle die stehenden, stramm sich emporreckenden Gestalten.« — »Alpenhoch stehe ich unter diesen Maulwurfshaufen.« — Mit dem Fuße stampfend: »So zertrete ich diese Ameisenhaufen.« Und doch waren unter diesen Poeten, wie Bauernfeld, Deinhardstein, Feuchtersleben, Grillparzer, Grün, Halm, Lenau, Zedlitz und noch Manche, die einen Namen wie Karl Beck, Johann Gabriel Seidl und noch Andere hatten. Begeisterte, aber nichts weniger als schon lebenskluge junge Leute, die den Dichter anfangs verehrend umschwärmten, colportirten solche Aussprüche, welche sie, ihrer »holofernen« Ungeheuerlichkeit wegen, als höchst originell priesen. Selbstverständlich waren die eben angeführten und noch viele ähnliche Aussprüche nicht geeignet, um Hebbeln in der Wiener Schriftstellerwelt, die ihm doch so freundlich entgegengekommen war, eine wohlwollende Stimmung wachzurufen; feindselig äußerte sich aber Niemand. Man belächelte höchstens die hochmüthigen Selbstüberhebungen, wohl auch denjenigen, dem sie nacherzählt wurden. Oeffentlichen Ausdruck einer wachgewordenen Opposition gab nur Ein Poet, der aber unter den oben genannten

nicht angeführt ist, indem er ein beißendes Epigramm »Gott Hebbel« durch die »Presse« veröffentlichte.

Unter diesen Umständen war es Hebbel, der noch keinerlei journalistische Verbindungen in Wien hatte, sehr willkommen, als ich ihm anbot, seine Biographie in den »Sonntagsblättern« zu veröffentlichen. Er übergab mir auch seine berühmteste Ballade: »Der Haideknabe«, zur ersten Veröffentlichung. Um mir die Situation von damals zu vergegenwärtigen, las ich jetzt die vier enge Druckseiten füllende Biographie durch, die erste die in Oesterreich erschien. Ich glaube nicht, daß Schiller in Oesterreich begeisterter begrüßt worden wäre. Hebbel war nicht befriedigt, vielleicht auch darum, weil er mir, mißtrauisch, wie er in Wien schon geworden war, den Verrath zutraute, jenes Epigramm verfaßt zu haben. Ich erfuhr dies aus dem Munde seines begeistertesten Jüngers S. E., der aus Gefälligkeit für mich die fast hymnenhafte Biographie geschrieben hatte. Er bat mich, dies zu verschweigen. Ich selbst war aber auch zu stolz, Hebbel bezüglich seiner beleidigenden Annahme, daß ich ihn biographisch glänzend hervorgehoben und zugleich doppelzüngig jenes beißende Epigramm veröffentlicht habe, aufzuklären. Auch er äußerte sich nicht gegen mich, nur mußte ich bemerken, daß er sich seitdem gegen mich zurückhaltender benahm.

Späterer Verkehr.

Unser Verkehr wurde aber niemals völlig unterbrochen; doch blieb er auf zufällige Begegnungen, auf flüchtige Gespräche begrenzt. Meine »Sonntagsblätter« brachten nichtsdestoweniger Alles, was den Dichter betraf, getreu zur Kenntniß, und eines Tages kam Hebbel

unerwartet zu mir. Unser näherer Verkehr war fortan, als wäre er niemals unterbrochen worden, wieder aufgenommen. Er theilte mir wie sonst seine literarischen Pläne, seine kritischen Sorgen, seine poetischen Zweifel mit. Er war ruhiger geworden, vielleicht nur resignirter. Aber er konnte noch, wenn auch seltener, durch sein heißes, jählings aufwallendes Blut, in den maßlosesten Zorn gerathen, bis zum Knirschen mit den Zähnen, wenn er sich von Concurrenzneid, von bösem Willen, von »schaffensohnmächtiger Gemeinheit« der gesammten deutschen Literatengilde verfolgt glaubte; da war er der hyperbolischesten Aeußerungen fähig: »Ich werde mich emporrichten und wie Simson mit den Eselsbacken dreinschlagen; aber anders: ich werde die Eselsbacken meiner Feinde maulschellen.«

Wer aber sich Hebbel als einen ununterbrochen nordisch Berserkernden vorstellen möchte, würde ein unrichtiges Bild von ihm erhalten. Wie ein verschütteter Quell wogte ein starkes Gemüthsleben in seinem Herzen. Nur die ihm näher Stehenden konnten zuweilen dessen Rauschen vernehmen. Wer ihn in seinem Hause sah, wenn er sein anmuthiges Töchterchen auf den Armen trug, wenn seine Frau in das Zimmer trat, da waren seine Züge voll Freundlichkeit und Milde. Als er einmal das Kind der Mutter übergeben hatte, und diese sich entfernte, fragte er mich: »Hat es da nicht in meinem Zimmer geleuchtet?« Nach seinem Tode ordnete die Witwe seine Papiere und fand in einem Schränkchen den ersten Zahn seines Kindes und die ersten von diesem ausgetretenen Schuhe sorgfältig aufbewahrt und bezeichnet. Wenn Hebbel in seinem ihn beglückenden kleinen Besitze am Gmundnersee war, duldete er es niemals, daß Frau und Tochter allein denselben befuhren, wie er auch selbst es nicht that.

»Ich könnte es nicht überleben, wenn Eines zu Grunde ginge. Besser, wenn uns der von der Fiechtau gewöhnlich plötzlich herwehende Sturm Alle zugleich in den See wirft.« Einen heiter-gemüthlichen Zug enthält bezüglich seines Töchterchens der nachfolgende an mich gerichtete Brief, zu dessen Verständlichkeit nur anzuführen ist, daß ich von meiner Reise in den Orient unter Anderem auch Wein vom asiatischen Olympe mitgebracht und einige Flaschen Hebbel zu seinem Geburtstage gesendet hatte. Der im Briefe vorkommende Name »Titi« ist der in der Familie üblich gewesene Kosename seiner Tochter Christine.

»Verehrtester Freund!

Was soll ich Ihnen auf Ihre gütige Zuschrift antworten? Wie soll ich Ihnen meinen Dank für Ihr köstliches Geschenk ausdrücken? Ich will mich mit Rührung daran erinnern, wie die Zeit im Menschenleben Alles ausgleicht. In meiner Jugend wurde mein Geburtstag dadurch gefeiert, daß ich am 18. März von meinem Vater keine Schläge erhielt; wenn ich sie verdiente, bekam ich sie am nächsten Morgen. Jetzt wenden mir die Götter Wein vom Olymp zu, und doch dürften noch die Prügel eher am Platze sein! Die Situation Ihrer Frau Gemalin, der ich mich auf's herzlichste zu empfehlen bitte, hat uns abgehalten, sie zu ersuchen, den heutigen Abend bei uns zuzubringen. Dürften wir es wagen, so würden Sie uns die größte Freude machen, wenn Sie auch nur auf eine Stunde kämen; Titi tritt in einem von mir — zu meiner Ueberraschung! gedichteten Drama als Schauspielerin auf; Anfang präcise 1/2 8 Uhr.

Von Herzen Ihr Fr. Hebbel.«

Dieser gemüthliche dramatische Scherz ist in der Gesammt-Ausgabe von des Dichters Werken nicht enthalten.

Die zärtlichste Vaterliebe und die warme Theilnahme für den Schmerz seiner Freunde beurkundet am lebhaftesten der nachfolgende an mich von Orth bei Gmunden gerichtete, zugleich biographisch-merkwürdige Brief, eine Antwort auf meine Mittheilung vom Tode meines ältesten Söhnchens Egon Ernest:

»Lieber Freund!

An einem Sonntag Abend, im Winter des Jahres 1847, saß ich mit meiner Frau beisammen; es war zwischen 7 und 8 Uhr. Die Magd brachte uns das Kind, es war lustig und vergnügt und aß unter unseren Augen seine Nachtkost. Die Magd entfernte sich wieder mit dem kleinen Emil und legte ihn zu Bett; eine Weile darauf meldete sie uns, er sei unruhig, und noch vor 11 Uhr lag er mit blauem Gesicht, von den Fraisen hinweggerafft, todt in seinem Kissen. Noch bewahre ich unter meinen Heiligthümern den Rest seiner letzten Semmel. Ich kenne Ihren Schmerz, ich theile ihn und bin Ihnen dankbar daher, daß Sie ihn gegen mich ausgesprochen haben. Nichts Verächtlicheres in meinen Augen, als das feige eigensüchtige Sichwegdrücken der »guten Kameraden«, die zu »stören« fürchten, wenn der Mensch mit allem Schauder der Welt, mit Tod und Teufel allein ist und jede Fliege, die an ihm vorüberschwirrt, mit den Blicken verfolgt, um nur nicht zu erliegen. Damals machte ich die Bekanntschaft dieser zarten Gemüther, die das Zersprengen des Brustkastens nicht zu riskiren wagen und zu Hause bleiben, obgleich sie Thür an Thür mit uns wohnen,

in meiner eigenen Familie, und mußte Denjenigen, der mir die bitteren Gänge zu Tischler und Todtengräber abnahm und die Leiche mit mir zum Kirchhof begleitete, wegen »Versäumniß« mit baarem Gelde entschädigen. Aber freilich, was hilft alle Theilnahme, die nicht unmittelbar durch Zerstreuung und Hinwegräumung des scheußlichen Nebenbei, das ein Todesfall mit sich zu führen pflegt, eingreifen kann? Aus diesem finsteren Abgrund bringt keiner der unfreiwilligen Taucher etwas herauf, als, wenn es gut geht, sich selbst, und höchstens einen neuen Commentar zu einem furchtbaren Wort in »Macbeth«: »Die Erde hat Blasen wie das Wasser, und wir gehören dazu!« Ja wohl, ja wohl! Ich erhielt Ihren Brief gestern Nachmittag, allerdings an einem sehr schönen Tage voll Himmelblau und Sonnengold. Meine Frau fragte natürlich gleich, was Sie schrieben; ich sagte blos: »Er kömmt nicht auf unsere Einladung!« und ging auf der Stelle fort. Erst heute Morgens habe ich ihr's mitgetheilt, nun hat sie doch den ganzen Tag vor sich, um damit fertig zu werden. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wie es sie erschüttert hat; es gibt wenig Seelen, in denen Freundes Leid und eigenes so zusammenfließen, wie in der ihrigen. Für mich gehört es in Gmunden zu den größten Freuden, den Fuß des Traunsteins zu besuchen; ich hatte mir es diesmal bis zu Ihrer Ankunft aufgespart und bin nun gestern allein gegangen. Dort, an der kolossalen Zeh, die der Riese in den See hinausschiebt, in tiefster Einsamkeit habe ich Ihren Brief noch einmal gelesen und bin bis Sonnenuntergang sitzen geblieben. Der einzige Gewinn, den man von so ungeheuren Erfahrungen hat, besteht darin, daß man es mit dem Bagatell des

Lebens leichter nimmt und den alten Sam. Johnson begreift, der seinem Freunde Goldschmidt einmal zurief: »Theurer Sir, was schadet es einem Menschen, wenn man ihn Holofernes nennt!« Ob dieser Gewinn aber nicht auf einem Verlust beruht, ist eine andere Frage. Die Hand läßt fahren, um wieder zu ergreifen, aber das Herz schließt sich zu, und so kann gar wohl Schwäche sein, was Stärke scheint.

Daß Sie Ihre Frau Gemalin sogleich fortgeschickt haben und ihr allernächstens folgen, ist sehr gut; es gibt kein besseres Mittel, sich der hohlen, fruchtlosen Selbstqual, der sie sich Beide nicht hingeben dürfen, nach und nach zu entziehen.

»Eh Du's noch recht beweinen kannst,
Bist Du schon selbst dahin!«

Meine Frau dankt Ihnen für Ihr Gedicht, das ich ihr auch erst heute eingehändigt habe; es gehört zu Ihrem Allerbesten, nur die zwei gleichen Reime im neunten Vers müssen Sie noch ändern. Auch die Grabschrift für Ihr Kind ist schmerzlichschön und so weit religiös, als ich es mag, denn der Urgrund aller Religion, die ängstliche große Frage nach dem Woher und Wohin, die der flache Rationalismus auch tilgen möchte, wird der Mensch nimmer los, nur in etwas Positives, das wohl mehr als Poesie sein will, muß er sich nicht umsetzen.

Campe werde ich sogleich benachrichtigen, und da es sich um ein Werk von bleibendem Werth, um Ihre Erinnerungen »Aus halbvergangener Zeit« handelt, nicht um ein flüchtiges Modeproduct, so ist keinerlei Gefahr im Verzuge.

Das Herzlichste an Sie und an Ihre Frau Gemalin von uns Beiden!

Ihr Freund Hebbel.«

Das in dem voranstehenden Briefe citirte Gedicht, das ich in einer früheren traurigen Lebensepoche verfaßt hatte, ist »Gute Kameraden« überschrieben. Auch damals war es Hebbel, der mich in meiner Verlassenheit wiederholt besuchte, keine Trostworte sprach, aber durch intensiv geistige Reden, die sich auf Kunst und Leben bezogen, mich momentan meine Bedrängniß vergessen ließ. Meine dankbare Erinnerung an so menschlich-edle Theilnahme ist ihm bis zu meiner Gruft dafür gewahrt. Als mir ein dritter Sohn, Lothar Amadeus, geboren wurde, verlangte Hebbel ihn zu sehen. Er legte seine Finger auf die Stirne des Kindes und segnete es: »Du fängst nun zu leben an, und Du weißt es nicht, was Du Gefährliches beginnst. Rette Dich in allen Gefahren!«

Theilnahme an Productionen Anderer.

Die menschlich schöne Theilnahme, die er seinen Freunden bezeigte, wenn sie ein schmerzliches Schicksal traf oder sonst ein Ereigniß bewegte, widmete er auch, wenn sie Schriftsteller waren, ihren im Werden begriffenen oder schon vollendeten Productionen. Davon wußten Alle, die mit ihm verkehrten, zu erzählen. Nicht immer und nicht zu jeder Stunde aber fand sich sein fort und fort arbeitender Geist zu solcher Theilnahme bereit. Er konnte sogar abstoßend hart, zuweilen selbst unwillkürlich komisch-zornig erscheinen. Als einmal ein junger Dramatiker bei ihm eintrat und ihn schüchtern bat, seine Tragödie lesen und beurtheilen zu wollen, erwiderte er schroff: »Lieber Herr! Wenn ich all' das lesen sollte, was mir persönlich zur Kritik vorgelegt oder zugesendet wird, so fände ich gar keine Zeit zu

meinen eigenen Productionen.« Manche Wiener haben gewiß noch die Gestalt Hebbel's in Erinnerung, wenn er mitten im Gedränge der Großstadt, unbeirrt von ihrem Lärm, vor sich hinmurmelnd, dahinschritt. Nach Hause gekommen mit seiner »Tracht unsterblicher Gedanken«, wie Lenau von einem Dichter singt, schrieb er oft bis hundert Verse aus dem Gedächtnisse rasch nieder, die er mitten im Straßentumulte gedichtet hatte. Seine Freunde wußten, daß er so am erfolgreichsten poetisch producire, und sie störten ihn, wenn sie ihm zufällig begegneten, durch keine Ansprache. Ein entfernter Bekannter begegnete ihm einmal und wünschte ihm grüßend einen guten Tag. Hebbel trat nahe vor ihn hin und sprach zornig: »Wie können Sie mich grüßen? Sehen Sie denn nicht, daß ich dichte?!« Der so für seinen freundlichen Gruß Bedankte blieb verblüfft stehen und sah lächelnd dem seltsamen Manne nach.

Ich selbst hatte mich wiederholt seiner geistigen, literarischen Theilnahme zu erfreuen. Ich fühle mich verpflichtet, ihrer dankbar zu gedenken, und den Hebbeln nicht selten nachgesagten herben, abwehrenden Egoismus, wie er allerdings in manchen Fällen »zur Selbstrettung« aus ihm mit elementarischer Gewalt hervorbrach, zu widerlegen. Auf die Gefahr hin, zu viel von mir selbst zu reden, was übrigens in der Natur von Memoiren liegt, theile ich die beiden nachfolgenden, an mich gerichteten Briefe mit, zumal sie auch charakteristisch für Hebbel's Art und Weise zu kritisiren und die vorgebrachten Kunstansichten allgemein interessant sind. Ich hatte eine durch Chronik und mündliche Ueberlieferung mir bekannte tragische Begebenheit aus dem uralten Ghetto in Prag, die sich im siebzehnten Jahrhunderte daselbst abspielte, zu poetischer Darstellung gewählt. Der Held derselben ist ein Vorsteher der jüdischen Gemeinde, der

nach dem Beispiele der christlichen Gemeinde »Primator« hieß, weil er, als Primus erwählt, auch die Gerichtspflege zu handhaben hatte. Das Gedicht selbst war, nach Karl Rahl's Entwürfen, von Griepenkerl illustrirt. Ich sandte das Manuscript an Hebbel mit der Bitte, ihm seine Aufmerksamkeit zu schenken und mir sein Urtheil fördersam mittheilen zu wollen. Darauf erhielt ich folgendes Schreiben:

»Lieber Freund!

Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen meinen Dank für die Mittheilung Ihres jüngsten Gedichtes später ausspreche, als es mein Wunsch und Wille war. Ich bedarf zum Lesen der Stimmung, wie zum Schreiben, und bei dem schlechten Wetter, das hier lange herrschte, war ich höchstens der Beschreibung des Salzkammergutes von Mathias Koch gewachsen, die mich diesmal nach Gmunden begleitet hat. Erst am Oster-Sonntag, der mir endlich die Spitzen des Höllengebirges vergoldet zeigte, habe ich mich früh Morgens mit Ihrem »Primator« unter einen meiner Apfelbäume setzen und ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen können.

Sie erinnern sich vielleicht noch, wie sehr der Stoff, den Sie diesmal behandelt haben, mich gleich ergriff, als Sie mir ihn vor Jahren erzählten. Das seltsame Ineinanderspielen des phantastischen und realen Elementes mußte den Künstler herausfordern, und die durch die Natur des Gegenstandes deutlich verzeichnete Aufgabe bestand darin, das Eine durch das Andere zu zügeln. Es wäre ebenso verfehlt gewesen, die Fabel in die Nebelregion des Traumes, mit dem sie, wie das meiste Alt-Jüdische,

nahe verwandt ist, ganz hinauf zu rücken, als sie in die hell- und grellbeleuchtete historische Sphäre, der sie in ihrer letzten Wurzel doch auch angehört, hinab zu drücken. Das schließt sie auch vom Drama aus, dem ich anfangs sehr geneigt war, sie zuzureihen, denn dieses bedarf strenger Gegensätze, die hier durchaus nicht hervortreten dürfen, wenn der Eindruck ein ästhetischer bleiben soll. Die von Ihnen gewählte Form der poetischen Erzählung war daher die rechte, ja die einzige; höchstens könnte auch noch die Novelle ihrerseits eine Lösung versuchen. Wenn ich mich nun über die Grundbedingung der Behandluug nicht irre, so haben Sie Ihrem Stoff im Hauptpunkte vollkommen genügt, und das ist Ihnen dadurch gelungen, daß Sie sich im »Bankett« zur Herbeiführung der Taufscene ausschließlich der psychologischen, rein menschlichen Motive bedienten und mit großer, künstlerischer Weisheit die streng religiösen, die Ihnen die Entscheidung für eine der beiden Arten des Anthropomorphismus abgedrängt hätten, ausschlossen. Ihr Gedicht ist so wenig jüdisch als christlich, der Leser bleibt frei und braucht keine der fixen Ideen, die den Helden und seine Widersacher bewegen, zu theilen, um es zu genießen, was er z. B. bei der Divina commedia muß, ich möchte es darum an die Spitze aller Ihrer Arbeiten stellen, und gratulire Ihnen vom Herzen zu dieser schönen Objectivität. Bei so vollständiger Uebereinstimmung im Ganzen und Großen widerstrebt es mir, zum Detail hinabzusteigen, weil man hiebei immer Gefahr läuft, individuelle Neigungen und Nöthigungen der eigenen Natur mit allgemeinen Forderungen und begründeten Kunstgesetzen zu verwechseln. Doch muß ich es noch für einen äußerst glücklichen Gedanken

erklären, daß Sie Ihren Verräther zum Renegaten erhoben haben, der die That nicht um Gold und Goldeswerth begeht, wie Sie Anfangs beabsichtigten, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, sondern weil er es nicht erträgt, daß ein anderer im leichten Spiel gewinnen soll, was ihn die ungeheuersten Opfer gekostet hat. Ob es dagegen nicht besser wäre, wenn der Vater die Rache mit eigener Hand vollzöge und sich des Feuers nur später als eines Deckmantels bediente, gebe ich Ihnen zu erwägen. Der Vers stört mich zuweilen, namentlich durch ein gewisses Ausrutschen in die Kürze oder Abgleiten ins Kurze ohne ersichtlichen Gewinn für den Wohllaut. Dasselbe ist bei einigen Bildern der Fall, z. B. wo Sie den Schläfer mit einer murmelnden Quelle, einem summenden Bienenkorb verglichen, während ich in der Anfangsstrophe kurz vorher die Schilderung der Uhr mit dem vorspringenden Tod, der die Sense schwingt, höchst vortrefflich finde.

Meine Frau hat Ihr Gedicht mit gleichem Interesse gelesen, wie ich. Mit den besten Grüßen von Haus zu Haus

Gmunden. Ihr Fr. Hebbel.«

Nur wenige Tage nach diesem Briefe erhielt ich den ebenfalls von Orth bei Gmunden bezeichneten zweiten.

»Lieber Freund!

Kurz vor meiner Abreise schrieb ich über Ihre vortrefflichen Beiträge zur neuesten Geschichte Oesterreichs, die Sie »aus halbvergangener Zeit« datiren, an Campe. Gestern erhielt ich seine Antwort; sie

lautet: »In Ihrem Schreiben vom 15. Mai sagten Sie, Frankl habe ein vortreffliches Buch über Personen und vormärzliche Zustände u. s. w. Allerdings paßt das Buch für meinen Verlag, wenn es gut ist, so gut, wie Sie mir sagen.« Er bittet Sie also, ihm Ihr Manuscript zur Kenntnißnahme zu übersenden, und wenn ich mir erlauben darf, einen Rath hinzuzufügen, so ist es der, in Bezug auf das Honorar meinem Beispiele zu folgen und die Firma selbst, die einzige in Deutschland, die mit der Cotta'schen rivalisirt und concurrirt, ziemlich hoch anzuschlagen. Trauen Sie hierin meinen Erfahrungen; man ahnt es in der poetischen Unschuld der ersten Jahre nicht, wie viel davon abhängt, welcher Socius bei den poetischen Kindern zu Gevatter steht, und muß es oft das ganze Leben hindurch büßen.

Meine Frau macht mir Hoffnung, daß Sie auf einige Tage in unsere Berge kommen werden; ich schreibe Ihnen daher nichts von den Abenteuern meiner englischen Reise, bis auf das Eine, daß ich einen alten Freund wieder gewonnen, oder, da ich ihn nie verloren hatte, wieder gesehen und ihn nicht verändert wieder gefunden habe, ausgenommen zu seinem höchsten Vortheil. Ich meine Sigmund Engländer, den arg Verleumdeten, gewiß auch Unvorsichtigen und hie und da, in früherer Zeit, Verrückten, für den ich aber unbedingt die Hand ins Feuer lege, und den ich nicht blos mir, sondern auch der Literatur gerettet zu haben hoffe. Denn er bedurfte, auf ein Telegraphir-Bureau verschlagen, nur des äußeren Anstoßes, um sich wieder geistig zu ergießen, und es ist mir in den drei Wochen meiner Rückkunft bereits gelungen, ihm für ein Werk, das er projectirt, einen Verleger zu verschaffen.

Ich bin überzeugt, daß Sie meine Freude theilen; was müßte man von sich selbst denken; wenn man Jahre lang mit einem Menschen verkehrt und sich doch über seinen sittlichen Kern täuschen könnte, und Sie standen ja auch mit ihm in innigen Beziehungen. Doch über dies Alles spricht sich's besser mündlich; also auf Wiedersehen! Mit den herzlichsten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr

Fr. Hebbel.«

Ich war nur wenig in der Lage, Hebbel irgend einen wesentlichen Dienst zu erweisen, doch konnte ich ihm an einen Freund, der durch seine »Englische Correspondenz« einen interessanten literarischen und künstlerischen Mittelpunkt in London bildete, an Dr. M. S. ein empfehlendes Schreiben mitgeben. Hebbel ersuchte mich um dasselbe in einem kurzen Briefe, der, weil er auch einen biographischen Moment und eine originelle Bemerkung über Shakespeare enthält, hier ebenfalls einen Platz finden soll:

»Lieber Freund!

Sie erboten sich freundlich, mir nach London eine Adresse mit auf den Weg zu geben, ich gehe nun wirklich, und zwar am nächsten Montag, obgleich es nicht nöthig scheint, in England dramatische Dichter einzuführen, da das Land bis Weltuntergang versorgt ist. Darf ich Sie denn um Ihre gütige Empfehlung bitten? Ich geh' allein und kann, vom Lesen abgesehen, kein Wort Englisch, doch treffe ich drüben den Hofrath Marschall aus Weimar, einen gebornen Engländer, auf dessen Wink ich eigentlich

aufsitze, weil ich sonst schwerlich die Courage gehabt hätte. Mit den besten Grüßen

Ihr

27. Mai 1862. Fr. Hebbel.«

Vor der Abreise Hebbel's begegneten wir uns noch einmal auf der Straße. Er fragte mich, was er mir mitbringen sollte. Ich erbat mir, weil es in London am besten fabricirt wird, ein Stück des sogenannten englischen Pflasters. Er hatte nicht vergessen und brachte mir eine einen Meter lange Rolle davon. »Für Ihre körperlichen Wunden,« äußerte Hebbel, »für die geistigen hat weder Gott noch der Teufel ein Pflaster.«

*

Die Theilnahme, die Hebbel für die Productionen jüngerer Schriftsteller nicht selten bewies, schildert mir Ludwig Goldhann in den nachfolgenden Zeilen. Er pflegte wohl auch seine jungen Freunde für seine literarischen Zwecke sich tributär zu machen und sie für sich in's Gefecht zu schicken, wenn er etwa es unterließ, über seine Dichtungen sich selbst kritisch zu bemühen. Goldhann schreibt mir:

»Nachdem ich mit Hebbel in einem befreundeten Hause einen angenehmen Abend verbracht und er sich gegen mich so freundlich als mittheilsam erwiesen hatte, war ich sehr betroffen, als ich später, nachdem ich ihm in Gmunden mein Erstlingsdrama: »Der Landrichter von Urfar« überreichte, von ihm nicht nur kühl, sondern fast schroff empfangen wurde, als ich ihn um sein Urtheil über mein Drama bat. »Es wundert mich sehr,« sagte er mir, »daß mir ein Mann jetzt sein Vertrauen schenkt, der mich soeben

vor ganz Deutschland bloßgestellt hat.« Das bezog sich auf eine sehr harmlose Stelle in meinem damals erschienenen Buche: »Aesthetische Wanderungen in Sicilien«. Ich hatte Mühe, mich zu besinnen und das Absichtlose meiner Aeußerung evident zu machen. Erst als ich später in Wien mir sein Gutachten abholte, war jede Spur von Unfreundlichkeit verschwunden, er sprach sein Urtheil in der eingehendsten Weise aus und forderte mich zu öfterem Besuche auf. So oft ich nach Wien kam, sprach ich bei Hebbel vor. Diese Besuche nahmen gewöhnlich fast den ganzen Vormittag ein. Es war immer, wenn ich das schlichte Poetenzimmer verließ, als hätte ich soeben ein geistreiches Buch durchgelesen. Im Jahre 1859 forderte mich Hebbel brieflich auf, eine Recension seiner kürzlich erschienenen Gedichte zu schreiben. Dieselbe erschien später in »Strodtmanns Archiv« in Hamburg. Hebbel schrieb mir dankend: »Ihre Abhandlung ist eigenthümlich gedacht und geistreich ausgeführt, und wenn ich selbst auch in Uebereinstimmung mit manchem Anderen, z. B. mit Uhland und Mörike, meine Sachen anders rangire und die ersten Abtheilungen dem letzten vorziehe, so ist mir Ihre Auffassung um so interessanter gewesen.« Im Jahre 1860 überreichte ich Hebbel das Manuscript meines Dramas: »Der Günstling eines Kaisers«, und es war vielleicht mehr Dankbarkeit für meinen erwähnten Aufsatz, als wirkliches Interesse, daß Hebbel das Stück sofort an Hoffmann und Campe empfahl und dessen Herausgabe vermittelte, ja selbst für die Eingangsscene eine Aenderung vorschlug. Mir schrieb er: »Ich bin schon begierig, Ihre Tragödie im Drucke zu erblicken, trotz meiner kleinen Einwendungen werde ich mit Freude das Meinige dafür thun, denn sie gehört zu den merkwürdigsten Productionen, die

mir manuscriptlich vorgekommen sind.« Ich kann überhaupt nur mit Rührung der überaus freundlichen Theilnahme gedenken, mit welcher Hebbel stets meine dramatische Production zu fördern suchte, und es scheint mir fast, daß er dieselbe in jener liebenswürdigen Hinneigung, die er immer für jüngere Talente fühlte, wirklich überschätzte. Auf meine schon damals geäußerte Klage über Zurücksetzung von den tonangebenden Bühnen, hatte er immer ein tröstendes, oft auf seine eigene Lage sich beziehendes Wort. »Seien Sie ruhig,« sagte er, »es wird auch für Sie der Tag kommen, und wenn Niemand für Sie seine Stimme erhebt, so werde ich es thun, Friedrich Hebbel, ich, das verspreche ich Ihnen. Denn das habe ich aus Ihren Dramen ersehen, daß Sie das Zeug in sich haben, mehr als alle die Herren, die jetzt auf den Brettern das große Wort führen, als . . ., oder wie sie sonst heißen mögen!« Inzwischen erschienen seine »Nibelungen«. Ich schrieb eine Kritik über dieselben. Hebbel ersuchte mich, sie der »Augsb. Allg. Ztg.« einzusenden; dieselbe wies sie, wie schon früher eine von Strodtmann und von Schöll zurück. Hebbel schlug nun die »Westermann'sche Monatschrift« vor. Ich hatte aber die Kritik mittlerweile den vom Fürsten Czartoryski herausgegebenen »Recensionen« zugesagt, wo sie auch erschienen ist.

Ich habe Hebbel wiederholt eingeladen, mich in Brünn zu besuchen. »Ich werde kommen,« äußerte er, »weil es mich besonders interessiren würde, das große Höhlengebiet in der Nähe dieser Stadt kennen zu lernen.« Am 23. August 1863 schrieb er mir: »Es bleibt mir nun nichts übrig, als Ihnen Ihren Besuch im Herbste zu erwidern, wenn die Nibelungen bei Ihnen in Scene gehen, wozu ich sehr geneigt bin.« Und noch am 1. December 1863 schloß ein Brief von

ihm: »Ich werde Ihrer Einladung sehr gerne folgen. Ich war nie in Brünn.« Aber zu meinem großen Leide gab mir fast unmittelbar darauf Hebbel's Töchterchen Christine Nachricht von der schweren Erkrankung ihres Vaters, der er auch kurz darauf erlag.«

— —

Ueber Wahnsinn.

Hebbel liebte es, die Biographien geheimnißvoller Menschen, von Abenteurern und Verbrechern zu lesen, deren Thaten ein psychologisches Interesse zu erregen im Stande waren und Räthsel von der Schattenseite der menschlichen Natur aufzulösen gaben. Der »Neue Pitaval« war sein Lieblingsbuch. Auch natur-historische Probleme fesselten seine Aufmerksamkeit und er ließ sich immer wieder von den Experimenten erzählen, durch die man der »Natur hinter ihre Geheimnisse und Schliche zu kommen sucht«. Wiederholt kam er auf meine Mittheilungen von den Arsenikessern in Niederösterreich zurück. Er wurde nicht müde, sich um die Einzelheiten zu erkundigen. Zumeist interessirten ihn meine Erzählungen über Wahnsinnige, die ich in Aversa bei Neapel Theater spielen sah, über die Irre in San Servolo bei Venedig, die sich für den Halley'schen Kometen hielt, und mein Abenteuer mit Adam Oehlenschläger in der Privatheilanstalt in Oberdöbling bei Wien. Bei solcher Mittheilung äußerte er einmal:

»Es gibt Momente, wo dem Verstand aller Sinn für Maß und Gewicht abgeht, wo er die geringste Kleinigkeit als etwas Ungeheures betrachtet. Ich selbst erfuhr das im eigenen Leben. Das kommt mir aber nicht als Individuum allein, sondern als Stammes-

antheil des Nordens zu, wo es Berserker gab. Ich saß mit einem Freunde und gerieth in eine Sache hinein, über die ich lebhaft sprach. Er suchte zu widerlegen. Ich gerieth in einen Zustand, daß er mich nur mehr schweigend beobachtete. Dann führte er mich vor einen Spiegel. Ich sah, wie mir der Schaum um die Lippen stand, die Züge verzerrt waren. Das brachte mich zu mir selbst. Ich setzte mich nieder, suchte, plötzlich ruhig geworden, mich anzuklagen. Er mußte mich trösten und sagte zuletzt: »Nun diesem Feuer entspringt ja auch Anderes in Dir!« Nach der dritten Vorstellung der »Genovefa« sandte mir Laube das Manuscript, um noch einige Kleinigkeiten zu ändern. Ich meinte das Ganze schon abgethan. Ich warf das Buch auf die Erde, trat es mit Füßen und war plötzlich von Gelbsucht befallen. Im Momente ging mir alle Berechnung verloren, daß es sich nur um einige Kleinigkeiten handle. Es gibt zwischen Verstand und Wahnsinn keine Vermittlung. Das steht schroff nebeneinander. Leisewitz, der ein ganz vernünftiger Mensch bis an sein Lebensende war, hielt sich für Glas. Seitdem ich mich mit Ferdinand Raimund beschäftige, bin ich pathologisch ergriffen, ich liebe ihn, ich leide mit ihm.«

Ich warf inzwischen: »Weil Sie sein Individuum verstehen. Das scheint mir nur das Geheimniß des dramatischen Dichters zu sein. Aber wer alle Individuen verstände, dem ginge das eigene ganz darüber verloren.«

»Ich habe,« sprach Hebbel weiter, »Stoffe zu drei Lustspielen, Gedanken, Situationen, aber die Individuen, die sie darstellen sollen, sind stumm, ich verstehe sie nicht, und so werden die Stoffe wieder in den Abgrund sinken, aus dem sie aufgetaucht sind. Ich ertappe mich zuweilen auf völlig unmöglichen Gedanken. Erst dieser Tage passirte es mir, daß ich

eine Nadel für ein Schwert ansah. Ich verlor alles Maß für die Situation, und das ist sicher momentaner Wahnsinn.«

Religiöses.

Ein Major Schwarzmann machte Hebbel auf Schopenhauer aufmerksam, da er zwischen ihm und diesem viele Verwandtschaft fand. Hebbel war mehrere Tage unwohl und schickte auf die Hofbibliothek um eine erheiternde Lectüre. Diese sandte ihm Schopenhauer's »Welt als Wille«.

»Was Teufel! das zur Erheiterung? Ich schlage das Buch auf und lese zufällig den Satz: »Ich sage es ungenirt, es wird keine Zeit geben, zu der man mich nicht wird lesen müssen.« Ich warf das Buch über diesen Hochmuth weg. Später griff ich wieder nach demselben und las einige Capitel, die mich mächtig erregten. Aber Schopenhauer erkennt nur den Gedanken, der in der Poesie zu Boden fällt. Kant's »Das Wesen an sich«, Hegel's »Absolutes«, Schopenhauer's »Wille« sind nur Bezeichnungen eines Unbegreiflichen. Nur die Poesie kann Wesenhaftes bringen, weil sie mit Phantasie denkt. In der Kunst ist allein die Wahrheit. Wahrheit! Gibt es eine? Renan spricht in Paris aus, was Hunderttausende denken, und man weist ihn von der Lehrkanzel, weil er von derselben verkündet, Christus sei nur ein Mensch gewesen.«

Ich erzählte ihm von einem philosophisch denkenden, völlig vorurtheilsfreien Manne, der für seine schwerkrank darniederliegende Tochter öffentlich beten ließ. Er war ein Gelehrter und wollte doch durch Gebete die Naturgesetze wie einen Heuwagen umlenken.

Ist das nicht Blasphemie? Statt demuthsvolles Beugen vor den Naturkräften, um die sich, im einzelnen Falle, ein Gott gewiß nicht kümmert? Hebbel führte dagegen an: »Sind die Engländer, die Amerikaner nicht die klügsten, die praktischesten Menschen? und doch gilt bei ihnen der Gottesdienst, die Religion überhaupt als Höchstes, weil sie wissen, daß wenn diese verschwände, nichts Anderes für sie zu setzen ist. Sie fürchten, daß dann die rothen Gespenster aufsteigen. Ein englischer Arzt äußerte einmal gegen mich: »So lange der Galgen gefürchtet sein soll, muß es eine Religion geben. Hört die Furcht auf, so ist das Chaos da. Es wird immer eine Religion, eine Mythologie geben, weil die Menschen, so lange die physischen Verhältnisse der Erde und des Menschenorganismus dieselben bleiben: das Eisen, der Phosphor, das Eiweiß, immer Phantasie haben werden und darum auch eine Mythologie. Was beim Individuum, ist drum auch bei den Völkern. Die Lüge stirbt nicht.« Ich erwiderte: »Sagen Sie also die Phantasie. Es ist ein Traum von mir, daß nach einem Tausend von Jahren vielleicht — die Zeit ist nicht zu bestimmen — die Menschheit sich zu neuen Symbolen erhebt, von denen wir jetzt keine Ahnung haben. Was Richard Wagner originell anzustreben meint, was aber Christoph Gluck lange vor ihm gethan hat, daß die Künste zusammenwirkend erst eine Weltkunst erzeugen werden, glaube auch ich zum Theil. Vielleicht kommt eine Zeit, wo die Kunst die Religion sein wird, wie jetzt die Religion die Kunst des Volkes ist.« Hebbel meinte: »Es ist trostreich für die Menschheit, aber gefährlich für den Geist des einzelnen Menschen, in die kommenden Jahrtausende hinein zu denken. So gerne mein Auge am Sternenhimmel hängt, fürchte ich mich, in seine

Tiefe hinein zu denken. Es ist zum wahnsinnig werden!« —

Mosenthal's junge Frau war gestorben. Ich ging mit Hebbel, ihr auf dem israelitischen Friedhofe die letzte Ehre zu erweisen. Der berühmte Obercantor Salomon Sulzer sang die bei Leichenbegängnissen üblichen ebräischen Gebete. Hebbel hörte gespannt zu. Plötzlich faßte er mich heftig am Arme und sagte: »Ich höre heute zum ersten Male die Laute der Bibel und Propheten in der Ursprache. Es ist wunderbar, eine Sprache aus Jahrtausenden an das Ohr schlagen zu hören. Weil sie an ihrer Sprache fest halten, sind die Juden ewig. Kein Volk der Erde hat ein Document aufzuweisen, wie es das alte Testament ist. Die Juden können noch reden, wie Mose sprach, mit denselben Worten und Wendungen. Mir ist, als verstünde ich mehr die vom Prediger in der Ursprache gesprochenen Bibelverse, als die, welche er deutsch vorträgt. Kommen Sie fort, ich leide zu sehr unter der Erhabenheit. Fühlen Sie sich getröstet durch das, was der Prediger in deutscher Sprache sprach? Wir waren Männer von Geist und Gemüth an dem Grabe versammelt, und Niemand weiß einen Trost zu sagen. Sterben ist nichts, dem muß man sich fügen. Aber die Seinen sterben zu sehen, wenn man den blöden Glauben eines Wiedersehens ausgeträumt hat, ist entsetzlich. Was kann einen großen Schmerz besänftigen?« Ich citirte Lenau's Vers:

»Es ist ein jeder Schmerz ein Eremit auf Erden.«

Hebbel erwiderte: »Nicht ein jeder Schmerz, ein jeder Mensch ist ein Eremit.« Der tiefe Eindruck, den der Psalmengesang in der Ursprache auf ihn machte, äußerte sich noch auf dem Heimwege vom Friedhofe. Als ich ihm erzählte, daß die Juden ihre Begräbniß-

stätten »Das Haus der Welt« oder »Der gute Ort« nennen, blieb er stehen und wiederholte in mächtiger Erregung: »Der gute Ort! Der gute Ort! Ja, das ist er, es gibt keinen besseren. Wer einen Hauch von der Gottesbegeisterung der Psalmen in sich aufnehmen könnte! Was sind die Hymnen Pindar's gegen die Psalmen. Ein Volk, das aus sich einen Dichter, wie König David einer ist, und die Propheten hervorgehen sah, darf sich mit stolzem Bewußtsein rühmen, ein auserwähltes zu sein. Es rollt selbst in den modernen Juden, trotz starker Verdünnung, etwas wie ererbter Geistespurpur in den Adern. Meine nächsten und vertrautesten Freunde sind Juden, von denen sich auch einige taufen ließen. Ich hasse jedes Renegatenthum. Nur Einem sei dies zu verzeihen, weil er aus Liebe zu einem schönen Mädchen, um es heiraten zu können, sich Wasser auf's Haupt gießen ließ. Wenn er aber, wie ich eben gelesen habe, in einem Gedichte das Kreuz demüthig anbetet, so ist das eine der ihm eigenen Gefühlsübersprudelungen.« —

Wir begegneten einander eines Tages in der Kärntnerstraße. »Wohin?« fragte Hebbel. »Hier oben liegt mein edelster Freund, Hammer-Purgstall, schwer krank. Der achtzigjährige Greis wird nicht mehr aufstehen. Ich gehe täglich zu ihm, um mich auf einen großen Verlust vorzubereiten.« In diesem Momente klingelte es hinter uns. Ein Priester schritt unter einem Baldachin, das Allerheiligste in den Händen haltend, heran, um Hammer-Purgstall mit der »heiligen Wegzehrung« zu versehen. Hebbel äußerte: »Das ist ein tief ergreifender Moment, mitten im Toben des Alltagslebens hält Jeder inne und muß ans Sterben denken. Die katholische Religion versteht es, psychologisch zu sein, die Geister und die Gemüther zu lenken.

Dafür verzeihe ich ihr alle Blendwerke ihrer Camera obscura. Das Volk braucht die Religion. Ließe es sich sonst so treten? Wie auch und womit könnte man die wilde Bestie bändigen?«

Der Priester begab sich in das Haus. Wir folgten. Alle Bewohner des Hauses knieten im Vorsaale. Der Priester ging allein zum Sterbenden. Wir hörten ihn beten. Dann war es still. Die Betenden im Vorsaale neigten ihr Haupt, als der Priester, sie segnend, wieder hinausschritt. »Oesterreich sollte jetzt Trauer anlegen um diesen Todten!« sagte Hebbel, als wir wieder auf die Straße kamen.

Politik und Litteratur.

Die politische Gesinnung Hebbel's war eine entschieden liberale, keine demokratische, wenn auch zuweilen das tapfere Bauernthum seiner Heimat aus ihm in empörten Worten hervorbrach. Ich begegnete ihm an dem verhängnißvollen 13. März des Jahres 1848 in der Herrengasse. Sein sonst bleiches Antlitz war hoch geröthet. Er hielt mir, vorübereilend, seinen Handschuh vor, den er in Blut eines gefallenen Opfers getaucht hatte, und rief: »Mit solchem Naß begießt man den Baum der Freiheit.« Als die Wahlen für das deutsche Parlament bevorstanden, candidirte Hebbel in der Leopoldstadt. Ich hatte die Ehre, zum Leiter der Wahlversammlung ausersehen, ihn derselben vorzustellen. Er hielt eine längere Rede, die achtungsvoll gehört, aber nicht verstanden wurde. Er hatte den fremdländischen Accent noch nicht abgeschliffen, und die Aussprache war ohne jede scharfe Vocalisirung, weshalb er auch als Vorleser seiner Dichtungen nur mit

Anstrengung von den Hörern klar verstanden werden konnte. Er trat, ohne ein Beifallszeichen zu vernehmen, von der Tribüne ab. Er fühlte durchaus und energisch deutsch. Dem Norddeutschen war es keine Pflicht, österreichisch zu sein, er prophezeite und wünschte ein Aufgehen Oesterreichs in Deutschland. Niemals habe ich Hebbel freudig erregter gesehen, als einmal in Gmunden, wo er für mich und meine Familie in der Nähe seines eigenen Hauses eine Wohnung gemiethet hatte. Es war zur Zeit, als der Kaiser von Oesterreich die deutschen Fürsten nach Frankfurt lud. »Jetzt wird Deutschland sich einigen und mit den deutschen Provinzen Oesterreichs ein großes Reich bilden. Was soll's mit all den kleinen Königen, Großherzogen, Herzogen, Churfürsten, die müssen vor der künftigen Majestät ihre Krönlein ablegen und die Vasallen eines mächtigen deutschen Kaisers werden. Ich will dann eine Reichshymne dichten, die mit den Versen begönne: »Gott vernichte, Gott zerspalte Grenzenpfähle, Länderschranken!« Er sprach so laut, daß sein Töchterchen in die Stube kam und erschrocken fragte: »Papa, was ist Dir denn?« Es war komisch, wie er im Zorne erwiderte: »Was störst Du mich, ich mache Großdeutschland fertig!« — —

Hebbel liebte es, viel zu sprechen. Die Art und Weise, besonders wann er Ideen entwickelte, war pathetisch, nicht immer klar. Dessen bewußt, äußerte er sich einmal: »Das ist mein Unglück, daß ich von keinem Gegenstande reden kann, ohne mich in ein Gewirre von Gedanken und Bildern zu verlieren.« Es schien, während ihm Gedanken und Bilder fort und fort zuströmten, als ob er sich dieselben erst, wenn er sprach, deutlich mache. Eine Gruppe sehr junger, geistig sich anempfindender Leute, die ihn namentlich in den ersteren Jahren seines

Wiener Aufenthaltes umgab, ahnte es nicht, daß sie ihm gleichsam nur als Kleiderstöcke dienten, denen er seine Gedanken-Purpurmäntel umhing. Es war zwischen ihm und ihnen ein Verhältniß, wie etwa das der alten Malermeister zu ihren talentirten Lehrjungen, die bewunderten, wohl auch hie und da lernten. Hebbel docirte gern, unbekümmert darum, ob Jemand Nutzen daraus zog. Er liebte es aber auch, zuweilen seine Hörer zu verblüffen, indem er aus irgend einem historischen oder philosophischen Werke Thatsachen erzählte oder Gedanken entwickelte, welche er eben gelesen hatte, um sich so den Anschein großer, vielseitiger Gelehrsamkeit zu geben. Wenn der Hörer ihn durch eine Bemerkung unterbrach, war es fast nur Höflichkeit, wenn er denselben zu Worte kommen ließ. Ich erinnere mich einer eigenthümlichen Scene, wo Hebbel selbst nicht zu Worte kommen konnte und, fast erstaunt, einem mächtigen Gedanken-Wasserfalle zu lauschen gezwungen war. Das kam so: Der geniale, immer wieder Ideen sprudelnde Bogumil Golz befand sich zu Besuch bei Hebbel und hörte nicht auf, in der ihm eigenthümlichen originellen Ausdrucksweise, von einem Gegenstande ohne Vermittlung zum anderen übergehend, zu sprechen. Er beherrschte die Anwesenden. Man konnte auf ihn anwenden, was Lenau von Grün sagte: »Sein Geist ist wie Champagner im Spitzglase. Es steigen fort und fort Perlen auf, und wenn man meint, jetzt werde es aufhören, perlt es in einem neuen Schusse wieder empor.« Hebbel versuchte es einige Male mitzureden. Es war unmöglich. Am folgenden Tage äußerte er: »Dieser Golz ist der genialste Schwätzer, der mir jemals vorgekommen ist. Es ist beleidigend, daß es ihm gar nicht darum zu thun zu sein scheint, ob seine Zuhörer nicht auch Gedanken und Manchem zu

widersprechen hätten.« Hebbel ahnte nicht, daß er dieses Urtheil über seine eigene Art und Weise gesprochen hat. —

Ich werde hier Aeußerungen und Urtheile Hebbel's — meist Monologe, die er vorgetragen hat — über literarische Personen und Zeitgenossen folgen lassen. Er pflegte dabei zu sagen: »Merken Sie sich das!« oder: »Notiren Sie sich das, um meine Meinung später bestätigt zu sehen.«

Ludwig Uhland.

»Wie sehr ich Uhland verehre, habe ich bewiesen. Ich nannte ihn in der Zueignung meiner Gedichte den ersten deutschen Dichter. Aber ein Monument, das sie ihm jetzt errichten wollen? Gut, in Tübingen für den schwäbischen Dichter. Was Rückert dem Orient verdankt, weiß ich nicht; wohl aber kann ich die Rechnung ziehen, was Uhland dem Walter von der Vogelweide zu verdanken hat. Dasselbe, was in neuerer Zeit Groth den dithmarschen Liedern — die Gefühlsseite. Ich schrieb vor Kurzem Groth, daß er jetzt, nach Uhland's Tod, den lyrischen Dichterthron in Deutschland besteige. Lesen Sie übrigens, was Goethe an Zelter über Uhland schreibt. Aber weitaus steht er höher als Rückert. Die politischen Lieder sind unbedeutend, die von Rückert weitaus bedeutender, weil Uhland keinen Geist besaß. Es war eine unglaubliche Armuth in ihm, man muß nur mit ihm umgegangen sein. Mörike nannte mir ihn »ein seit dem Jahre 1815 ausgelaufenes leeres Faß«. Politische Lieder! Wenn erst eine Zeit kommt, in der man die Statuen als Steine benützt, um sie den Feinden an den Kopf zu schleudern; warum soll dann Uhland nicht auch einmal die Leier dazu ver-

wenden? Daß Uhland, wenn er sich's lange Zeit überlegen und eine Rede, wie die im Frankfurter Parlamente vorbereiten konnte und auswendig lernte, endlich etwas zu Wege bringe, wer bezweifelt das? Aber er war geistig völlig arm, und ich glaube nicht, daß er in wissenschaftlicher Beziehung viel geleistet hat, er arbeitete wie ein Philister.« Ich theilte nach dieser Aeußerung Hebbel mit, daß Josef Rank sein Zusammensein mit Uhland im Parlamente, dann in Tübingen geschildert habe. Er erwiderte: »Ich bin gespannt darauf. Es sollte mich wundern, wenn gerade er mehr über Uhland erfahren hätte, als Gustav Schwab, Kerner und Mörike, die lange mit ihm umgingen. Uhland war mit dem Jahre 1815 völlig fertig. Da ist er gestorben. Seine späteren Dramen sind ja nur das Klopfen an seinen gläsernen Sarg. Er hat in einem engsten Kreise der Kunst allerdings das Höchste geleistet.« Ich meinte, Uhland sei im Liede von Goethe und Heine vielfach übertroffen und in der Ballade wieder von Goethe. Ich berief mich da auf eine Aeußerung Goethe's gegen Eckermann. »Was er als Gelehrter bedeutet, verstehe ich nicht. Eines aber ist sicher, daß er auch in seinen Briefen niemals einen Gedanken entwickelt hat. Und im Landtage? »Das gute, alte Recht.« Der König legte eine fertige Verfassung vor, welche die Opposition nicht annehmen wollte. Sie kämpften, und nach zwei Jahren jubelte Uhland in einem Prologe über das Errungene. Es war aber nur ein Drittel von dem, was der König vorgelegt hatte. Das gute, alte Recht diente unbewußt den Pfaffen und den Aristokraten. Daß Uhland, wenn er sich's lange überlegte, eine Rede ausarbeiten, auswendig lernen, endlich stammelnd vortragen konnte, was ist da zu wundern?« Ich erwiederte: »Die Rede im deutschen

Parlamente, in der Uhland von dem Tropfen demokratischen Oeles spricht oder das Rauschen des Meeres hört, wenn er von Oesterreich redet, wird historisch bleiben.« »»Darin erkenne ich nur eine Phrase, eine Pointe, wie er deren in seinen Balladen weit glücklichere hat. Er war eine höchst begrenzte Natur, innerhalb derselben aber eine erste Dichtergröße. Er besaß, das wird ein für allemal feststehen, alle jene Eigenschaften nicht, welche die Poeten angenehm machen, und derentwegen sie unter sich selbst gern verkehren. Er war das best vermummte Genie. Ich kam nach ihm in Kopenhagen an, hörte eine so allgemeine Entrüstung über sein dortiges Nichtbetragen, daß ich bei der Tafel plötzlich »Das Glück von Edenhall« zu declamiren anfing und dann fragte: »Wollt Ihr den Mann verurtheilen, weil ihm sein Vater keinen Tanzmeister gehalten hat?« Da stimmten freilich Alle gleich ein; aber Oehlenschläger sagte doch: »Nun dann wähle ich mir eben so gut aus unserer Bibliothek einen schweinsledernen Folianten zum Umgang, in welchem auch viel Weisheit steckt.««

Historiker und Philologen.

Als ich eines Tages Hebbel besuchte, las er eben die Geschichte Roms von Gregorovius. Ich sprach ihm von des Letzteren trefflichem Werke über Corsica, das er nicht kannte, und machte ihn besonders auf das Capitel über die dort noch herrschende Blutrache aufmerksam; ebenso auf des berühmten Slaven Wuk Stephanowitsch Karadschitsch' Buch über Montenegro, wo noch heut zu Tage die Blutrache ihre Opfer fordert. »Sollten Sie glauben, daß die auch im Dithmarschen zu Hause ist? Im Jahre 1559 verloren sie ihre

Freiheit darüber, weil sie ein Mord in zwei Parteien spaltete.« Ich sprach von Ranke's ausgezeichnetem Werke »Die serbische Revolution«, zu welchem Karadschitsch die Daten und die Schilderung der Sitten und Gebräuche geliefert hat. »Jetzt begreife ich,« sagte Hebbel. »Ranke besitzt keine Phantasie. Gut schreiben kann er, seine Porträte sind ähnlich. Ein Gleiches ist mit Gervinus' »Geschichte des XIX. Jahrhunderts« der Fall. Er schildert den Kaiser Franz, den Fürsten Metternich gut, weil er Hormayr folgen konnte. Seine Gesinnung ist vortrefflich, mit der muß man stimmen, aber auch er hat keine Phantasie. Im Historiker muß ein Stück dramatischer Dichter stecken, sonst taugt er nichts. Napoleon hat auf St. Helena den Alexanderzug kritisirt und bewiesen, daß die Historiker irren. Ich verlange eine solche Geschichtsschreibung, welche die Thatsachen streng prüft, aber dann selbstständig darstellt. Ein Dichter thut beiläufig dasselbe. An der historisch feststehenden Sache soll er nichts ändern, aber die Motive sind ihm preisgegeben. Und diese Philologen!« fuhr er fort. »Ich habe noch keinen gekannt, der Poesie im Leibe gehabt hätte. Da streifen sie Blätter und Blüthen vom Baum und reichen uns einen dürren Ast hin, an dem sollen wir die Herrlichkeit des Baumes und sein Mark kennen lernen. Hängen sehr gelehrte Commentare und Anmerkungen, bis Nummer 1000, als Bleigewicht an die Schmetterlingsflügel der Poesie. Sie schaden dieser ganz entschieden, diese geistreichen Pedanten.«

Karl August's Briefwechsel mit Goethe.

»Er ist höchst unbedeutend. Man sieht erst recht, wie Goethe's zum Höchsten angelegte Natur sich

den kleinen Zuständen anzupassen suchte und wirklich klein wurde im Abstich zu dem, was sie war. Schuchart zeigte mir mit langweiliger Pietät jeden Stein, jede Kleinigkeit im Hause. Ich sagte ihm zu seinem sichtlichen Schmerze, daß mich das nicht interessire, da ich dergleichen in großartigsten Museen und in weit schöneren Exemplaren gesehen. Auch Goethe würde sich damit nicht beschäftigt haben, wenn ihm von der Art Großes zugänglich gewesen wäre. Ich lernte so recht erkennen, wie es besser ist, sich mit Nichts, als mit Nichtigem zu beschäftigen.«

Fürst Clemens Metternich.

»Ich besuchte, von Marienbad her, mit Uechtritz das Schloß des Fürsten in Königswart, um das berühmte Museum zu sehen. Der Sohn des Fürsten Lothar, der in Versen dilettirt und eben auch anwesend war, sprach uns an und lud uns bald zu seinem Vater ein, der uns in freundlichster Weise aufnahm. Der Fürst sprach fort und fort — »es wäre mit einer Pistole zwischen den Sätzen nicht durch zu schießen gewesen,« — wie das Menschen, die schwerhörig sind, meist eigen ist.« — »Sehen Sie,« sagte er unter Anderem, »diesen weiten Park, der mein Schloß offen umfängt. Ich habe mich mit meinen Bauern so gestellt, daß mir ihn die Liebe beschützt.« Ich gedachte der Liebe, die der selige Kaiser Franz seinen Unterthanen vermacht hat. »Wir lesen,« fuhr der Fürst unvermittelt fort, »in den Zeitungen von Menschen-Ausstellungen in Amerika, wir in Europa haben es doch erst nur zu Viehausstellungen gebracht.« So sprach er eine halbe Stunde lang. Wir hörten seine Monologe schweigend an. Er soll sich über uns geäußert haben:

»Zwei geistvolle Männer das!« Als wir wieder im Freien waren, sagte Uechtritz: »Das also ist Metternich! Er macht ja einen ganz patriarchalischen Eindruck. Er redet wie ein Pastor.« Ich erwiderte: »Also haben Sie sich auch täuschen lassen? Metternich war ein ideenloser Diplomat. Was war Richelieu gegen ihn und Andere, die Frankreich constituirten! Seine Erfolge waren die des Salons, wo ihn seine Schönheit unterstützte. Wie echte Domestiken bemerkte er gleich, wenn es mit wem abwärts ging, wie mit Napoleon in Dresden, welch' Letzterer bekanntlich zu Kaiser Franz und Kaiser Alexander sagte: »Wenn ich mit Ihnen sprechen soll, verschonen Sie mich mit der Anwesenheit Metternich's.«

Robert Schumann.

»Es war, wie bei Uhland die völlige Unfähigkeit, sich auszusprechen. Ich besuchte ihn in Leipzig. Wir standen im Briefwechsel; so hat er mich auch angegangen, ihm die Bewilligung zu ertheilen, meine »Genovefa« von Reinik als Text schreiben zu lassen. Ich saß nach kurzer, fast stummer Begrüßung eine Viertelstunde bei ihm. Er sprach nicht und gaffte mich nur an. Auch ich schwieg, um zu erproben, wie lange das dauern werde. Er that den Mund nicht auf. Da sprang ich wie verzweifelt empor. Auch Schumann langte nach seinem Hute und begleitete mich eine halbe Stunde weit aus der Reitbahnstraße zu meinem Hôtel. Er ging stumm neben mir her. Ich that, grimmig geworden, desgleichen. Beim Hôtel angelangt, empfahl ich mich rasch, ohne ihn einzuladen, auf mein Zimmer zu kommen.«

Friedrich Schiller.

Hebbel sprach einmal sehr lebhaft über das Haus Romanow, das, wie keines der Welt, Stoffe zu Tragödien biete. Er entwickelte die Charaktere Katharina II., Paul, Alexander, Nikolaus mit bewunderungswürdiger Detailkenntniß. Das Gespräch führte zu Schiller's »Demetrius«. Auf die Frage: »Warum haben Sie denselben nicht fortgesetzt?« erwiderte Hebbel: »Kann man da, wo ein Anderer zu lieben aufgehört hat, die Liebe fortsetzen?« und sprach weiter: »Ich begreife nicht, wie sich Schiller die frühere Verborgenheit des Demetrius entgehen ließ, um ihn aus derselben herauswachsen zu lassen, wie er ihn gleich fertig in den Reichsrath stellen konnte?« Ich meinte, wahrscheinlich der dramatischen Oekonomie wegen, nachdem sein Drama weit das Theatermaß, wie alle seine Dramen, überschritten hätte. »Oekonomie kann man später anwenden, aber nicht beim Baue der Grundmauern. Ich freue mich, daß die Säcularfeier Schiller's so glänzend und allgemein stattfindet. Wie soll das dumme Volk anders belehrt werden, daß es Etwas bedeutet, ein Dichter zu sein! Aber Schiller geht dem Schicksal entgegen, das heute schon Racine in Frankreich bereitet ist. Er ist unauslöschlich in der Literaturgeschichte, aber das Theater führt ihn höchstens zweimal im Jahre vor, weil es so der literarische Anstand fordert. Das Genie der Rachel hat ihn für einige Zeit zu einem galvanischen Leben gebracht, und doch ist er ein Classiker, freilich nur der — Franzosen. Und ist es nicht so auch mit Alfieri in Italien, mit dem Schiller's Pathos die meiste Verwandtschaft besitzt? Ich nehme von seinen Dramen nur »Wallenstein's Tod« und »Das Lager« aus, diese werden, sowie der »Spaziergang«, alle seine

übrigen lyrischen Gedichte und alle seine Dramen überleben. Damit erschrieb er sich, was man Unsterblichkeit nennt. Als ich Cotta fragte, warum erst im Jahre 1818 eine Gesammtausgabe von Schiller's Werken erschienen sei, antwortete er mir: »Schiller hatte bis dahin nicht die große Theilnahme im Publikum.« Jetzt ist er gewiß der populärste Dichter, aber die Ovation vom Jahre 1859, so gerechtfertigt und erhebend sie ist, wird in zehn Jahren einen Rückschlag erleben.«

Hebbel irrte sich vielleicht nur in der prognosticirten Zeit. Zehn Jahre später wurden ihm in Marbach und Wien Monumente errichtet, und füllen seine Dramen die Räume aller deutschen, wohl auch fremdländischen Theater.

Alexander Humboldt.

Es wurde von der brieflichen Aeußerung Schiller's über die Brüder Humboldt gesprochen, der sie nach einer ersten Begegnung als talentlose Männer bezeichnete. Hebbel äußerte: »Wenn einmal abgezogen werden wird, was Humboldt durch Andere leistete, dann wird ein weitaus kleines Resultat herauskommen. Er war ein großer Compilator. Sein Bruder war eigentlich schon mehr, brachte es aber nicht zum Schriftsteller.« Er erzählte bei diesem Anlasse zwei charakteristische Züge aus dem Leben Humboldt's: »Ein von Humboldt und Buch empfohlener junger Mann bewährte sich in der ihm eingeräumten Sphäre nicht. In einer Sitzung der Akademie sagte Humboldt zu Buch: »Und Sie haben den Mann empfohlen!« Buch erwiderte: »Vergessen Sie nicht, daß ich Ihrem überschwänglichen schriftlichen Lobe nur eine und zwar besonnenere Empfehlung beigefügt habe.« Da äußerte Humboldt: »Ja, von mir

ist man gewohnt, daß ich Alles lobe, man weiß das; aber Sie thun das nur sehr mäßig und vorsichtig, und darum sind Sie für den jungen Mann verantwortlich.« — »Die Abhängigkeit Humboldt's in seinen letzten Lebensjahren von seinem Diener Seifert war bekannt; so mußte er auf dessen fast nöthigende Vorstellung zu dem bekannten Bilde im Arbeitszimmer sitzen und sich photographiren lassen. Er mußte aber auch jedem Exemplare seine Unterschrift anfügen. Dieses Blid verkaufte der industriöse Kammerdiener um fünf Thaler, und bei Abnahme eines solchen konnte man sich bei ihm eine Audienz bei seinem Herrn erbitten. Ja einmal mißbrauchte er die Güte des alten Herrn sogar, ihn und seine Töchter zu einem Balle zu begleiten; so botmäßig war er ihm, wie man mir in Berlin erzählte.«

Karl Gutzkow.

Es war von dessen »Zauberer von Rom« die Rede. »O, mein Gott! Ich habe gar nichts gegen Gutzkow. Es ist Manches in dem Buche ganz schön. Ich kenne ihn lange. Es fiel ihm nicht ein, neben mir existiren zu wollen. Er bückte sich tief vor mir und stellte den Hut zur Erde. Er hat den Blick einer Ratte, aber nicht den Blick eines Vogels. Er lauert, er sieht nicht von den Lüften herab. Er gibt in einem großen Rahmen eine kleine Gestalt, und mancher Riesengestalt läßt er den Kopf durch den Rahmen wachsen.«

Friedrich Halm.

»Wenn ich einmal dazukomme, über diese vergoldete Mittelmäßigkeit zu schreiben, werde ich sagen, daß Halm im Fundamente nur ein anderer Otto

Prechtler ist, dem es aber gelingt, im Detail besser zu sein.«

Franz Grillparzer.

»Er bezog innere Unzulänglichkeit auf äußere, politische, namentlich auf Censurverhältnisse und schien sich einzubilden, wie die meisten österreichischen Schriftsteller, daß sein Hollunderstrauch in besserem Boden eine Palme geworden wäre. Der erste und zweite Act von »Ottokar's Glück und Ende« lassen das großartigste historische Trauerspiel erwarten. Shakespeare dürfte sich ihrer nicht schämen. Leider hält der Dichter in den letzten Acten nicht, was er in den ersten versprochen hat.«

Karl Beck.

»Er versteht es, musikalische Verse zu formen, welche den häufig nicht bedeutenden Inhalt übertönen. Der Stoff seines erzählenden Gedichtes »Jadwiga« ist seiner Originalanekdote nach weit poetischer und drastischer, in der ein »Trottel« bei der Erzählung der Mutter, wie sie sich durch das Vorwerfen ihrer Kinder die Wölfe vom eigenen Leibe hält, darüber plötzlich zu menschlischem Bewußtsein kommt und sie erschlägt. Die Thierscenen sind schön, das Ganze zu detaillirt.« Als ich bemerkte, daß der Haiduck in so gebildeter Weise rede, wie es nur einem Dichter gelingen könnte, erwiderte Hebbel: »Nun, da ist er bei den Bauern in Schiller's Wilhelm Tell in die Schule gegangen. Schlimm ist, daß er sich selbst in seiner Vorlesung etwas stark einen Adler nannte.«

Salamon Hermann Mosenthal.

Milder als er sonst zu thun pflegte, sprach sich Hebbel über Mosenthal aus, wohl auch darum, weil er ihn außer aller Concurrenz auf dramatischem Gebiete erachtete und ihn nur theatralisch gelten ließ. »Der Sonnwendhof« hat einen gesunden Kern, es ist das Beste von Mosenthal's Arbeiten, bis auf den völlig unmotivirten Schluß. Höheren dramatischen Anforderungen entspricht er allerdings nicht.« Ich glaube, daß Hebbel dem »Sonnwendhof« darum ein milderes Urtheil entgegenbrachte, weil seine Frau darin die Hauptrolle spielte und außerordentlich gefiel. Mosenthal gegenüber äußerte sich Hebbel in wärmster Weise lobend über das Stück. Als ihn dieser bat, das Lob, wenn auch mäßiger gehalten, drucken zu lassen, erwiderte Hebbel: »Ja, sehen Sie, ich schreibe nie über Einzelnes, nur über das gesammte Gebiet, insoferne es meine Idee über das Drama darstellt, oder wenn ich zu widersprechen habe.« Mosenthal fragte ihn unter Anderem: »Ich verstehe Sie nicht. Sie lassen den Secretär in der »Maria Magdalena« sagen: »Es gibt Dinge, über die kein Mann hinaus kann.« Hebbel erwiderte: »Ja sehen Sie denn nicht ein? Das ist ja seine tragische Schuld.« Von den »Deutschen Comödianten« sagte er: »Mich haben sie bis ans Ende gefesselt. Ich war immer wieder neugierig, wie das weiter gehen wird. Es ist sehr gut. Die Kritik darf freilich nicht daran. Ich erinnere mich, daß Schiller nach der Vorstellung von »Menschenhaß und Reue« zu Körner, der das Schauspiel kritisiren wollte, sagte: »Das wird sich lang erhalten, weil das Publikum nicht aufhört, welches nur dergleichen versteht und begreift.« Seine innerste Ueberzeugung über Mosenthal's Talent sprach Hebbel

mit den Worten aus: »Er zählt durchaus nicht zu den Ersten Schülern der Birch-Pfeiffer.«

„Die Nibelungen."

Die »Nibelungen«-Trilogie war im Drucke erschienen. Ich erhielt vom Verfasser folgenden Brief:

»Lieber Freund!

Wundern Sie sich nicht, daß ich Ihnen erst jetzt das Exemplar meiner »Nibelungen« schicke. Ich hatte keines mehr, als wir auf der Hohen Warte beisammen waren, und mußte erst nach Hamburg um Nachschuß schreiben. Vorgestern erhielt ich denn in Gnaden eine Anweisung, daß mir in der Druckerei von den vorräthigen 2000 noch 6 ausgefolgt werden dürften, und eines von diesen stellt sich nun bei Ihnen ein. Wie ich Ihnen schon mündlich sagte, wäre es mir sehr lieb, wenn Zeit und Stimmung Ihnen gestatteten, mein Stück einer kritischen Revision zu unterziehen. Ich erinnere mich von der »Agnes Bernauer« und dem »Gyges« her, daß Sie in Bezug auf meine dramatische Methode Manches auf dem Herzen haben, zu dessen Mittheilung Sie nie gelangten, obgleich Sie mir es in Aussicht stellten. Wäre jetzt nicht der Moment dazu? Ich habe meinen größten, vielleicht letzten Zahltag hinter mir und möchte wissen, wie viel ich noch schuldig bin, von einem billigen Gläubiger nämlich.

Mit der Bitte, mich Ihrer verehrten Frau Gemalin freundlichst zu empfehlen, Ihr herzlich ergebener

Friedrich Hebbel.«

Wien, den 13. März 1862.

Ein Mitarbeiter des Blattes, mit dem ich damals allein in Verbindung stand, war mir mit einer sehr ausführlichen Kritik zuvorgekommen, und so unterblieb es, den Wunsch des Freundes zu erfüllen. Um ihm jedoch ein kleines, öffentlich sichtbares Zeichen meiner Verehrung zu geben, bat ich ihn, die Widmung meines in neuer Auflage erschienenen »Helden- und Liederbuch« anzunehmen. Hebbel erwiderte auf mein diesfälliges Schreiben:

»Verehrtester Freund!

Mit dem größten Vergnügen werden wir Ihrer gütigen Einladung für Samstag folgen; meine Frau ist unbeschäftigt, und ich stehe, wie Sie wissen, immer müßig am Markt und harre, ob mich Jemand dingen will. Was den weiteren Inhalt Ihres Briefes anlangt, so möchte ich Ihnen fast mit den Worten meines Rüdiger antworten:

»Muß ich die Rolle jenes Narren spielen,
Dem eine Krone auf den Scheitel fiel,
Und der gen Himmel rief: Ich nehm' sie an!«

Im Ernst brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß es mir in gleichem Maße zur Ehre wie zur Freude gereichen wird, wenn Sie unserem vieljährigen freundschaftlichen Verhältniß an einem so schönen Ort ein kleines Denkmal setzen wollen.

Der Zufall wollte, daß ich mich gerade in der letzten Zeit mit Ihrem »Helden- und Liederbuch« viel beschäftigte. Ich suchte gestern für meine Tochter ein passendes Gedicht zum Auswendiglernen heraus. Sie hat mir nun auf Sonntag Morgen »Die Lampen« zu liefern.
Mit den herzlichsten Grüßen von Haus zu Haus Ihr

Friedrich Hebbel.«

Mit Weglassung einzelner unbedeutender Briefe, die sich auf gesellige Zusammenkünfte oder dergleichen bezogen, möge der nachfolgende Brief den Reigen derselben schließen. Der Dank in demselben bezieht sich auf eine plastische Nachbildung der Canova'schen Theseusgruppe, die ich ihm, von einigen Versen begleitet, gesendet hatte:

»Verehrtester Freund!

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief und das beigegebene Geschenk. Ihre Bemerkung über den Stammbaum der Musen ist so wahr als geistreich; man braucht nur an den alten Goethe und seine letzten Productionen zu denken, um sie bestätigt zu finden. Ein Gegengeschenk kann ich Ihnen nicht machen. Die mir immer feindliche Sommersonne hat mein Gehirn verzehrt, und sogar die Hand zittert und fliegt mir, obgleich sie eben erst durch mein Eichkätzchen geleckt worden ist und also gewiß würdig wäre, etwas Poetisches niederzuschreiben. Daher nur ganz trocken und bündig, wie bei einer Kalender-Notiz: ist das Wetter gut, wie ich bei seiner bisherigen Beständigkeit hoffen möchte, so fahren wir

präcise neun Uhr von der Freiung ab; ist es aber schlecht, so treffen wir zu Mittag in Heiligenstadt bei Ihnen ein! Mit den herzlichsten Grüßen von Haus zu Haus Ihr

Fr. Hebbel.«

W. H., den 24. Mai 1860.

Der Leser wird bemerkt haben, daß die Briefe nicht chronologisch aufeinander folgen; sie sind eben dort eingereiht, wo sie mit der Darstellung zusammenhängen.

Ich kehre zur Zeit der »Nibelungen«-Tragödie zurück.

»Es thut mir leid,« sagte er mir, »daß ein Zufall Sie verhinderte, über meine »Nibelungen« zu schreiben. Es gilt jetzt eine Summe zu ziehen über mein poetisches Vermögen. Es ist der Mittelpunkt und die Hauptarbeit meines Lebens.« ein andermal: »Ich bin jetzt 50 Jahre alt. Der Aequator ist überschritten. Ich habe den Frauen zu gefallen aufgegeben; jetzt kokettire ich nur mehr mit dem Ruhme.« Es ist eine irrige Meinung, daß Hebbel keine Kritik seiner Werke vertrug, daß er sich schroff und hochmüthig einer solchen gegenüber äußerte. Er war trotz eines mächtigen Selbstbewußtseins im Innersten bescheiden, wenn er auch in Bezug der »Nibelungen« äußerte: »Ich komme darin Shakespeare um 5000, in jedem der fünf Acte um 1000 Schritte näher; ich habe Kräfte in mir, die mich zum Höchsten fähig machen; gleichkommen dürften mir nur sehr Wenige.« Dem entgegen sei eine andere Aeußerung gestellt: »In der Literatur werde ich nur eine Nische einnehmen. Ich bin im Literaturmeere eine einsame Insel mit seltsamer, großer Vegetation, man wird beim Schiffen anlegen müssen, um die Seltsamkeit zu

betrachten. Ich bin kein nationaler Dichter in dem Sinne, wie Schiller und Goethe.«

Er hörte es ruhig an, als ich mir zu bemerken erlaubte, daß ich eben seine »Nibelungen«-Tragödie nicht über »Judith«, »Maria Magdalena« und »Herodes und Mariamne« stellen könne. »Und Ihre Gründe dafür?« fragte er. »Ich will meine Ansicht an einer anderen Kunst nachweisen. Was würden Sie von einem Bildhauer sagen, der eine im Basrelief dargestellte Handlung in Rundgestalten gewissermaßen übersetzen möchte? Ihm ist jede einzelne Figur gegeben, die physiognomische Haltung des Körpers, die psychische der Gesichtszüge, all' das hat er nur zu wiederholen. Würden Sie ihn, so schön seine Behandlung des Marmors auch sein mag, einen schöpferischen Künstler nennen? Den dramatischen und epischen Dichter müssen Erfindungskraft und die Schöpfung neuer Menschentypen auszeichnen, sonst begibt er sich seines Majestätsrechtes. Nun aber sind im Nibelungenliede die Handlung, die Charaktere, der Aneinanderstoß der Leidenschaften und noch dazu mit genialer Kraft geschildert. Es ist selbstverständlich, daß der Dichter, welcher das Epos in eine Tragödie umzusetzen unternimmt, neue Motive, manche dialogische Wendungen, vermittelnde Scenen wird erfinden müssen, wie sie das Drama unerbittlich verlangt und vor dem Epos an Lebendigkeit voraus hat. Ich bin kein Kritiker von Beruf, und spreche nur meine individuelle Meinung aus; sie ist darauf gefaßt, von Ihnen verdammt zu werden.« Hebbel erwiderte: »Lassen Sie es nur auf mich herunterregnen. Ich spanne keinen schützenden Schirm über mir auf.« — »Nun denn, weil Sie heute just milder Laune sind, erlaube ich mir noch Folgendes zu sagen: Von »Chriemhildens Rache« scheint mir nur der erste Act mit gleicher

Kraft durchgeführt, allmälig mindert sich die Gestaltungskraft des Dichters, der nicht mehr den Stoff beherrscht, sondern von diesem überwältigt wird. Es erreicht das Ganze in seinen Schlächtereien fast die Komik eines Puppenspieles. Der welthistorische Etzel erscheint unbedeutend, und Gunther sinkt in Nichts zusammen. Ueberhaupt sind alle Gestalten unter dem Maß, das von ihnen in unserer Phantasie lebt. Nur der Erste Theil der Tragödie bringt eine starke Wirkung hervor. Es ist ein mächtiger Geist, der ihn schuf. Wäre dieser Theil nicht besser als ein großartiges Fragment zu belassen gewesen, wie Goethe's »Faust«? — der es vierzig Jahre geblieben war und eben nicht größer wurde durch den später hinzugedichteten zweiten Theil. Sie würden das große uneingeschränkte Lob für das Vorhandene empfangen haben, ohne daß die Kritik sich dann an schwächeren Partien die Zähne ausgebissen hätte. Nicht Ihre Kraft erlahmte am dritten Theile, aber der Stoff entzog sich der dramatischen Darstellbarkeit. Es sind immer noch gußeiserne Gestalten, dann aber zerschmelzen sie im heißen Blutdunst.« Hebbel, welcher diese Auseinandersetzung ruhig anhörte, erwiderte nur: »Ja das ist eben das Problem, ob es geht? Friedrich Vischer, der das Nibelungenlied dramatisch undarstellbar bezeichnete, lag fort und fort auf meinem Tische. Doch aber machte in Weimar der dritte Act des dritten Theiles eine außerordentliche Wirkung.« Ich erwiderte: »Das freut mich des Dichters wegen; aber Weimar ist nicht entscheidend, da sitzt, wie schon einmal in dem nahen Erfurt ein Parterre von Königen, eines von höchst Gebildeten.« — —

Ich habe die früheren Aeußerungen Hebbel's über sich selbst und dieses Gespräch mit Absicht ausführlicher

mitgetheilt, weil es zeigt, wie bescheiden, wie geduldig er selbst einen Tadel hinnahm, wenn er ihm nicht mit Anmaßung entgegentrat. War dies aber der Fall, da bäumte sich allerdings der ganze Trotz seines Wesens empor und konnte ihn zu Zorn-Ausrufen, wie der folgende, bewegen: »Ich lasse dieses Gesindel von den Hufen meines Pegasus zerstampfen.« Uebrigens haben ihn die Erfolge in seinen letzten Jahren milder gestimmt. Sein glückliches Familienleben, die endlich sorgenlose materielle Existenz, seine mit Preisen gekrönten Dichtungen: »Mutter und Kind« — »Die Nibelungen« und die glänzende Aufnahme der letzteren auf der Bühne, versöhnten ihn mit der in seiner Jugendzeit erlittenen Noth, mit den Qualen seiner Lehr- und Wanderjahre. Er fühlte sich ruhiger, still beglückt und so schrieb er:

»Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken,
Denn ihr gabt mir genug: Hebt sie nur schirmend empor!«

Er lernte auch diplomatisch loben, namentlich wenn ihm junge Männer ihre poetischen Versuche zur Beurtheilung vorlegten. Er erkannte, wie er durch sein herbes, häufig schroffes Urtheil, ohne den Autoren zu nützen, sich feindliche Stimmung und böse Nachrede erweckte. Sein Lob war aber, weil diese kluge Wandlung in seinem Wesen nicht bekannt war, nunmehr nicht selten verwirrend. Ein junger Schriftsteller brachte mir eines Tages ein Gedicht, das Hebbel sehr gelobt habe, und das er mir, wenn ich einen Verleger dafür fände, auch widmen wolle. Ich las das Gedicht und fand es höchst mittelmäßig. Als ich das nächste Mal Hebbel sprach und mein Erstaunen ausdrückte, wie er das in jeder Beziehung schwache Product habe loben können, erwiderte er: »Man muß junge Leute

magnetisiren. Vielleicht verstärkt das ihre Kraft, und endlich habe ich schon Schlechteres gedruckt gelesen.« Als ich ihn weiter fragte, wie er mir, was er selbst besser ermöglicht hätte, zutrauen konnte, einen Verleger zu finden, und wie mir der Verfasser auf seinen Rath die Widmung zudenken wollte, antwortete er mir mit geheucheltem Ernste pathetisch: »Ja, lieber Freund, haben Sie mich denn nicht verstanden, daß ich Ihnen durch die Pathenschaft eines unsterblichen Werkes eine große Freude bereiten wollte?«

Commers.

Die Erfolge, deren Hebbel sich immer mehr zu erfreuen hatte, bereiteten ihm zunächst in Wien die volle Anerkennung in stets weiteren Kreisen, und namentlich erregten die Aufführungen der »Nibelungen«-Tragödie eine große geistige Bewegung, die sich der Jugend zu bemächtigen anfing. So veranstaltete die Techniker-Verbindung »Libertas« Hebbel zu Ehren einen Commers.

Derselbe fand im Gasthause »zum grünen Jäger« in der Hundsthurmerstraße statt. Das war im April 1863. Als Ehrengäste geladen erschienen der »Novara«-Reisende Hofrath Hochstätter, der geistreiche Pole kaiserlicher Rath Reiter, Professor Reitlinger, von dem ein Drama »Galiläi« und geistvolle Essays auf physikalischem Gebiete existiren, der Schriftsteller Eduard Kulke und der Schreiber dieser Zeilen. Zu Hebbel's Häupten in dem langen Gartensalon hing ein Bild der Freiheit. Ich saß neben Hebbel und konnte bemerken, wie sich eine große Aufregung seiner bemächtigte. »Ich war seit 27 Jahren bei keinem Commers,« erzählte er mir. »Das letztemal in Heidelberg. Ich kann gut

in kleiner Gesellschaft reden, aber nicht in einer Versammlung. Es verwirren sich mir die Gedanken, sie gehen durcheinander.« Er drückte, nachdem er in begeisterter Rede begrüßt worden war, bleich geworden, seinen Dank genug mühsam, fast in verworrener Weise aus. Die Prositrufe wurden ihm in lebhaftester Weise dargebracht. »Ich war schon mehrere Tage in Aufregung über den Gedanken, daß ich werde reden müssen. Hatte es doch einen rechten Sinn?« Ich versicherte ihn dessen, und erst von nun an gab er sich der heiter studentischen Stimmung hin. Es wurde ein Gedicht von Hebbel declamirt, dann ein Toast auf dessen Gattin von Kulke ausgebracht. »Ich danke Ihnen herzlich!« raunte er ihm zu. »Hätten Sie doch auch nur dabei von meiner Titi ein Wort gesagt.« Reitlinger gedachte des Erfinders der Eisenbahnen und des Kaisers Ferdinand, welcher der Erste eine solche in Oesterreich zu erbauen gestattete. »Ja,« bemerkte Hebbel, »wenn sie nur einige Waggons mehr Gedanken von Deutschland hereinbringen möchte!« Ich rühmte die Gegenwart, die immer mehr die lebenden Dichter zu ehren beginnt, und wie es sich gut treffe, daß es eben die »Libertas« ist, welche Hebbel ihre Huldigung darbringt, denn vor Allem bedürfe der Dichter der Freiheit. Hebbel rief: »Noch früher Talent!« Wir gingen nach Mitternacht von der Versammlung fort. »Mir war,« sagte Hebbel, »als hätte ich heute das Gaudeamus zum letztenmale gesungen.« Wir lachten ihn aus. Und doch, es war ein prophetisches Wort. Nur acht Monate später mußten wir für ihn, tief bewegt, das Requiescat in pace anstimmen.

— —

Schwänke.

Wer sich aber Hebbel immer ernst und pathetisch vorstellen würde, der möchte gar sehr irren. Ihm war etwas vom Studenten geblieben, und angeregt stimmte er gern in Scherz und Schwank ein. Ich war Zeuge, wie er einmal einem in seinem Hause bekannten jungen Studenten, der sich mit uns in einer Weinstube befand und nur sehr mäßig trank, mit eindringlichem Ernste eine Strafpredigt über seine Trunksucht hielt. Er hieß ihn nach längerem Zureden und Ermahnungen aufstehen, damit er sich überzeuge, daß er nicht mehr fest auf den Füßen stehen könne. Der verblüffte junge Mensch, der anfangs widersprach, glaubte endlich wirklich, berauscht zu sein, und brach in Thränen aus.

Wir fuhren einmal gemeinschaftlich im Omnibus, um auf den Kahlenberg, dann nach Weidling zu den Gräbern Hammer=Purgstall's und Lenau's zu gelangen. Vor dem Schottenthore, auf dem nunmehr verschwundenen Exercierplatze angelangt, war zu Ehren irgend eines zu Gast anwesenden Potentaten eine große militärische Revue. Eine der mit uns fahrenden Bürgersfrauen fragte, wem zu Ehren das militärische Schauspiel aufgeführt werde. Hebbel erzählte nun, wie der Erzherzog von China und der Großmogul von Australien in Wien angelangt seien, dem Kaiser von Oesterreich eine ganze Heerde von Elephanten für die Menagerie in Schönbrunn als Gastgeschenk mitgebracht haben und nun deren Künste ihm vormachen lassen. Er schilderte dies Alles bis ins kleinste Detail mit einem erhabenen Ernste. Die Frauen hörten andächtig zu und wunderten sich nur, daß sie nichts von alldem, was doch so merkwürdig sei, früher vernommen haben. Sie waren

durch die plastische Schilderung von dem Erzählten völlig überzeugt.

Nestroy hatte in urkomischer Weise Hebbel's »Holofernes« parodirt und auf die Bühne gebracht. Beide Männer fanden sich in einer Gesellschaft zusammen. Nestroy, der ätzendste Satiriker, der auf der Bühne oft alle Grenzen kühn überschreitende Komiker, war im Leben eine ängstliche Persönlichkeit, die es, wenn sie sich äußerte, nur zu ängstlichem, timiden Ausdrucke brachte. Er war sehr verlegen, mit Hebbel zusammenzutreffen. Dieser aber ging heiter auf ihn zu: »Nun, wir müssen uns, Herr College, näher kennen lernen, wir haben uns am gleichen Stoffe versucht. Sie haben entschieden den theatralischen Erfolg vor meiner Arbeit voraus. Ich wünsche Ihnen Glück dazu!« Nestroy war keines Wortes mächtig und wurde über und über roth, seine lange Gestalt verbeugend, rieb er sich die Hände und zog, wie entschuldigend, die Achseln empor. Hebbel ließ nicht ab: »Ja, ja! Sie dürfen nicht so bescheiden ablehnend sein. Der Befehl Ihres Holofernes: »Sattelt mir das buckligste meiner Kameele!« ist geradezu aristofaneisch genial!« Immer wieder beugte sich Nestroy vor und rieb verbindlichst die Hände, bis Hebbel von seiner humoristischen, mit allem Ernste vorgebrachten Persiflage abließ und einen andern allgemeinen Gesprächsstoff aufgriff.

Geselliges Leben.

Hebbel war eine gesellige Natur; er bedurfte nach intensivem Denken und nach anstrengendem Lesen der Zerstreuung. Man könnte sagen, er ruhte in Gesellschaft von seiner sich selbst ermüdenden Persönlichkeit aus.

Er aß gerne, und nichts war ihm unerquicklicher, als wenn ihm etwa beim Mahle ein Ehrenplatz zwischen zwei Damen, die ihn kennen lernen wollten, eingeräumt wurde. »Ich verstehe es nicht,« äußerte er einmal, »daß sich Lord Byron von einer Dame, die seine Tischnachbarin war und munter aß, plötzlich entliebt fühlte. Ich sehe es gerne, wenn Frauen neben mir sitzen, die Gottesgabe tapfer genießen und mich in gleichem Thun nicht stören. Da kommen sie aber von ihrer häuslichen, langweiligen Geschäftigkeit, deren alltägliche Schablonenhaftigkeit sie nicht ermüdet hat, und wollen Abends galvanisirt werden. Sie fangen an geistreich zu reden und zu fragen, und wollen ihren Nachbar, den sie allerdings verehren oder gar bewundern, an- und auspumpen. Er aber kommt von anstrengender Tagesarbeit und will ausruhen. Da fange ich zu ihrer Verwunderung an, von Zubereitung der Speisen zu reden und lasse mir von ihrer Kochkunst — damit doch auch von Kunst die Rede sei — erzählen. Unterdessen gewinne ich Zeit, ruhig zu essen.« — Es war während meines Sommeraufenthaltes in Heiligenstadt, wo Hebbel, seine Frau und Karl Rahl unsere Gäste waren. Nach Tische, im Garten bei einer Tasse schwarzen Kaffee, rief er aus: »So! Jetzt wollen wir als geistreiche Menschen mit einander reden, vor Allem aber die anmuthende Kochkunst unserer Wirthin loben. Dafür darf sie, uns geistig ebenbürtig, mitsprechen.«

Aber auch in seinem Hause liebte er es, seine Freunde zu versammeln und gastfrei zu bewirthen. Voll zuvorkommender Heiterkeit wurde er von seiner schönen Hausfrau anmuthig unterstützt. Es war interessant, die imposante Tragödin hausfraulich walten zu sehen. Wir waren, wie an jedem seiner Geburtstage, auch am 18. März 1862 bei Hebbel zu einer Abend-

gesellschaft geladen. Er wohnte damals in der Liechtensteinstraße. Der Großherzog von Weimar hatte dem Dichter einen künstlerisch schön geformten, silbernen Pocal verehrt; die Hofschauspielerin Charlotte Wolter ihre Photographie als Chriemhilde gesendet. Professor Julius Glaser hatte die Kirche in Wesselburen, in welcher der Dichter getauft wurde, und das Gerichtshaus, in welchem Hebbel als Schreiber Galeerenarbeit thun mußte — sein Geburtshaus war acht Jahre früher abgerissen worden — in Aquarell ausführen, geschmackvoll einrahmen lassen und als erfreulichstes Geschenk dargebracht. Das gab Veranlassung zur Frage, welchen Gewinn Hebbel im Leben und als Dichter von seiner mehrjährigen Thätigkeit im Gerichtshause geschöpft habe, und ob sein Chef ein strenger Mann gegen ihn gewesen sei. »Er war sehr streng,« erwiederte Hebbel: »Eines habe ich von ihm für's ganze Leben gelernt: Ordnung. Ich fanfaronirte eines Tages gegen Freunde in meiner Stube, wie das ganze Amt auf mir laste u. s. w. Da kommt Herr Mohr und verlangt ein Actenstück von mir. Ich suche, finde es nicht; er steht ruhig dabei. Ich suche weiter. Mir steigt das Blut zu Kopf. Ich finde das Actenstück nicht. Da nimmt Herr Mohr mir die Papiere gelassen aus der Hand: »Lasse mich suchen,« sagt er. Er schied meine Privat-Schreibereien aus, legte alles Uebrige nach Datum und Nummer. »Sieh,« sagte er, »so muß man das machen. Deine Privatsachen thue wo anders hin!« Darauf ging er. Hätte er getobt, mir wäre besser gewesen. Aber seine Ruhe war wie ein Glüheisen auf meine Stirne gedrückt. Ich schämte mich vor meinen Freunden. Von dem Tage an war ich der pedantischeste Mensch auf der Erde und bin es noch heute. Das habe ich von Mohr gelernt und ich erachte es für

sehr viel.« — Bei Tische schenkte Frau Christine Hebbel den Silberpocal voll Wein, er ging von Munde zu Munde auf das Wohl des Dichters. Die Frau brachte ihm darauf eine Brieftasche, die sie für ihn gestickt und in welche sie geschrieben hatte: »Schreibe täglich fünfzig neue Gedanken ein!« Er setzte darunter: »Ich will Gott preisen, wenn mir täglich nur Einer vom Himmel geschenkt wird.« Hebbel war in heiterster Laune und erzählte, wie er auch einmal in Dithmarschen Komödie gespielt habe, und zwar den Julius in Körner's »Hedwig«. »Mir wurde schwarz vor den Augen, als ich zu reden begann, und so declamirte ich denn auch: »Der Weg führte mich über meine Leiche.«

Nur einmal erinnere ich mich, daß Frau Hebbel in ihrem Hause etwas vorgetragen hat. Sie sprach die Rede Brunhildens, während Hebbel die Schlagworte markirte. Wir waren von der Kraft der Gedanken, wie von der Sprecherin hingerissen. In ihrer imposanten Erscheinung, bei dem Blitz der Augen und den Glockentönen ihrer Stimme schien sie selbst uns die tragische Muse zu sein.

Es hatte sich allmälig ein anderer gesellschaftlicher Kreis um Hebbel gebildet. Zu Beginn seines Aufenthaltes in Wien und noch später waren es meist nur junge, aufstrebende Männer, Jünglinge, welche eine begeisterte Hebbel-Gemeinde bildeten. Jetzt umgaben ihn, angezogen von seinem Geiste, meist im Alter schon gereiftere Männer, deren Ruhm auf mannigfachen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens bereits weithin glänzte, deren Charakter, in sich schon gefestigter, einer Persönlichkeit, wie die des Dichters war, ebenbürtig Widerstand leisten konnte. Ich nenne den kunstliebenden, auf dem Gebiete der Physiologie schöpferischen Professor Ernst Ritter von Brücke, den genialen

Statistiker Professor Lorenz Ritter von Stein, den mittlerweile zum bahnbrechenden Rechtslehrer herangewachsenen, späteren Justizminister Rudolf Glaser, den vielseitig gebildeten Professor der Anatomie Hofrath Karl Langer, den geistvollen Schriftsteller Kolatschek, den genialen Maler Karl Rahl, Professor Romeo Seligmann, Ernst v. Schwarzer, Minister im Jahre 1848, den Handelsminister, geheimen Rath Josef Freiherrn von Kalchberg, den »Lanzknecht« Fürsten Friedrich Schwarzenberg, den berühmten Philologen Professor Boniz, den Kunsthistoriker Ritter von Falke u. s. w. Zufällig in Wien anwesende Celebritäten schlossen als vorübergehende Gäste sich an. Herren und Damen vom Theater, wiewohl die Beziehung zu ihnen nahe lag, schienen absichtlich nicht herangezogen zu werden. Den genannten Männern gegenüber erschien Friedrich Hebbel, sich gesellschaftlich gerne unterordnend und von ihnen Belehrung empfangend, zumeist wenn es sich um Gegenstände aus den Naturwissenschaften und um Wissenszweige, die ihm völlig fremd waren, handelte, höchst bescheiden. Er sah sich aber auch von so vielen vornehmen Gästen mit einem gewissen Stolze umgeben, nicht daß die Excellenz, die Durchlaucht ihm mehr gegolten hätte: aber dem aus den ärmlichsten Verhältnissen hervorgegangenen, von der gemeinen Noth des Lebens viel gedemüthigten Poeten gewährte es eine gewisse Befriedigung, sie als seinen Hofstaat um sich zu sehen, sie bewirthen zu können. Von solcher psychologisch begründeten Empfindung ausgehend, konnte der deutsche Dichter, der sich in der ersten Sammlung seiner Gedichte in einem herben Distichon über die Besitzer von Orden lustig machte, es sich doch nicht versagen, auf seiner Visitkarte unter seinen Namen in französischer Sprache setzen zu lassen: »Chevalier

des plusieurs ordres.« Und als er den Weimar'schen Falkenorden erhielt, ließ er auf seinen, der dichterischen Production gewidmeten einsamen Gängen durch die entferntesten Vorstädte gerne das rothe Bändchen desselben aus dem Knopfloche hervorglänzen. Jenes Epigramm aber hat er in seinen späteren Gedichte-Sammlungen nicht wieder aufgenommen; ebenso ist es in der Gesammtausgabe seiner Werke nicht enthalten; es lautet:

»Knaben pflegen den Käfer an kurzem Bande zu halten,
Aber an kürzerem noch halten die Fürsten den Mann.«

»Man muß,« äußerte er einmal, »auch solche Dinger haben, um der blöden Gesellschaft, die den Werth eines Mannes selten zu würdigen weiß und nur nach äußerlichen Zeichen urtheilt, zu imponiren!«

Die letzten Lebenstage.

Hebbel fing an zu kränkeln. Sein Leiden wurde nicht sofort erkannt. Es war im Sommer 1863, in Gmunden, als ich ihn vermochte, sich von einem Arzte untersuchen zu lassen. Er folgte ohne Widerstreben und war sichtlich beruhigt, als sein Leiden als Rheumatismus erklärt wurde, der den Salzbädern bald weichen werde. Es sollte anders kommen. Im November 1863, nachdem er die Schwefelbäder in Baden, wo er den Dichter Hermann Rollet kennen lernte, ebenfalls ohne Erfolg gebraucht hatte, konnte er sich kaum mehr von seinem Lager erheben. Ich besuchte ihn jeden anderen Tag, so auch am 6. November. Er war mit der Dichtung seiner »Demetrius«-Tragödie beschäftigt. Als ich ihm zusprach, während des Fiebers,

das ihn beherrschte, nicht zu dichten, äußerte er: »Kann man das Gras, die Blume hindern zu wachsen? Kann ich's hemmen, wenn es mir zum Kopfe hinaufschießt?« Ein andermal sagte er mir: »Das Feuerwerk des Lebens ist abgebrannt. Nichts Traurigeres als die papiernen Sterne auffinden, in welchen noch ein Stäubchen Pulver ist, das zufällig noch aufblitzen kann.«

Hebbel lag bei meinem nächsten Besuche wieder zu Bette und fühlte sich nur bei vollster körperlicher Ruhe schmerzlos. »Es arbeitet in meinem Kopfe, wie kaum je in meinem Leben,« äußerte er, »wie nur Einmal, in Kopenhagen. Die »Maria Magdalena« schrieb ich im vollsten Fieber.« Als ich ihm bemerkte, daß seine Arbeit jetzt seine Nervosität nur noch mehr steigern müße, er möchte doch jetzt wenigstens ruhen, erwiderte er: »Bei mir ist die Production unwillkürlich. Es kommt, aber selten, über mich; vielleicht in drei Jahren einmal. Da muß ich gehorchen. In Kopenhagen folgte darauf eine große Abspannung. Ich konnte gar nicht mehr schlafen.«* »Oehlenschläger,« erzählte Hebbel weiter, »kam täglich und blieb von zehn bis zwei Uhr bei mir. Er las mir ein jedesmal Sachen von sich vor. Nach Mittag kam er wieder. Die Leute, bei denen ich wohnte, bekamen dadurch großen Respect vor mir, indem sie die allgemeine Bewunderung für ihren berühmten Dichter und den Respect vor dem Etatsrath theilten. Sie waren aber auch sonst gegen mich sehr freundlich. Es war eine gegen sechzig Jahre

---

* In meinen Beiträgen »Zur Biographie Franz Grillparzer's« hatte ich von einer gleichen Erscheinung zu berichten, daß die Productionskraft auch dieses Dichters ihn wie ein Paroxysmus überkam, unter dessen Walten er, unaufhaltsam gedrängt, eine Tragödie in kürzester Zeit niederschrieb, worauf eine völlige, unproductive Gedankenstille folgte.

alte, noch schöne Frau, die sich meiner hilfreich annahm. Sie war die Witwe eines Hoboebläsers, der sich im eigentlichen Sinne todt geblasen hat. Er sank, im Orchester blasend, todt um. Seine Begeisterung für Mozart war eine schwärmerische. Seinem Sohne gab er den Vornamen Mozart, seine Tochter nannte er Mozartine. Diese brave dänische Familie ist mit Schuld, daß ich in der Schleswig-Holstein'schen Frage meine Stimme nicht erhebe. Und wie liebenswürdig war Oehlenschläger! Dem verdanke ich sehr viel; unter Anderem mein Reise-Stipendium nach Italien und Frankreich. Er hatte nur einen Fehler, den einer maßlosen Eitelkeit, die er aber menschlich schön durch seine Liebenswürdigkeit versöhnte. Man mußte lächeln über die Naivetät, mit der er von seinem Genie, von seinem Ruhme sprach. Nichts mißfällt mir mehr an einem Manne als Eitelkeit. Wenn mir schon ein Quentchen davon einen Mann verleiden kann, so vergab ich Oehlenschläger einen ganzen Centner; so liebenswürdig war er. Es gibt Dinge, die man loben darf, ohne daß Jemand Neid darüber empfindet, so z. B. die Sonne. Ich sprach einmal über Shakespeare; dieser war mir, wenigstens noch damals, wie die Sonne. Oehlenschläger hörte zu, stimmte wohl auch bei, allmälig wurde er stiller, fast kalt. Endlich schlug er auf den Tisch: »Wir Anderen,« rief er, »sind auch Meister. Ich und Sie!« »O,« erwiderte ich, »bitte mich auszulassen.« »Ja, Shakespeare ist groß,« rief er, »in Charakteren, aber schwach in der Situaschion!« Die Dänen können nicht Situation sagen. Ich schwieg und er mochte merken, was ich denke. Da kam seine ganze Liebenswürdigkeit zu Tag. »Mir scheint,« sagte er lächelnd, »ich habe da etwas sehr Dummes gesagt. Vergessen wir das!« Um mich zu erheitern, erzählte

er oft die schönsten Sachen aus seinem Leben. Als ich ihn fragte, ob er das schon niedergeschrieben habe, sagte er: »Ich? Nein! Daran habe ich nicht gedacht.« Ich bemerkte ihm, daß er das thun solle. Nach einigen Tagen schon brachte er, leicht wie er für eine Sache zu erwärmen war, den ersten Bogen seiner Denkwürdigkeiten in dänischer Sprache. Und so rühme ich mich dessen, seine Memoiren veranlaßt zu haben. Bei einem andern Besuche erzählte er mir, wie er und Thorwaldsen in ihrer frühen Jugend, von der Lust, Theater zu spielen, getrieben, sich in irgend einem Stücke als Knappen verwenden ließen. Beide hatten gleichzeitig herauszutreten, da sagte Thorwaldsen: »Du, ich kann nicht hinaus. Vollbring' die Sache allein.« Oehlenschläger erwiderte: »Du mußt mit, jetzt ist es zu spät, zurückzutreten.« Thorwaldsen rief: »Verricht's nur allein!« und lief davon. Oehlenschläger mußte richtig allein hinaus.« — —

Ich besuchte Hebbel, ich ahnte nicht, daß es zum letztenmale war, am 9. December 1863, Abends um 5 Uhr, drei Tage vor seinem Tode. Er vertrug es nicht, daß nur die Nachtlampe angezündet war und bei eingedrehtem Dochte sehr matt brannte. »Ist denn schon das Zimmer zu einer Todtencapelle umgewandelt?« rief er unmuthig. »Ich brauche viel Licht!« Dann sagte er: »Ich will meine Frau nicht überleben. Würde der Fall eintreten, müßte ich mir eine Kugel durch den Kopf schießen.« Ich suchte ihn von so trüben Gedanken abzulenken und sprach von dem gemüthvollen Zusammensein am bevorstehenden Weihnachtsabend, den er stets mit besonderer Weihe zu feiern liebte. »Wir haben nur mehr fünfzehn Tage dahin. Sehen Sie zu, daß wir wieder den silbernen Pocal leeren. Der Pocal ist da, und ich hoffe der Wein auch. Also

die Trinker müssen bis dahin gesund sein!« Er erwiderte: »Ja, so ist's! Man hat niemals Alles, einmal fehlt der Becher, ein andermal der Wein!« Er fuhr nach einer Pause fort: »Wenn ich gesund wäre, würde ich gleich beim Ausbruch des Krieges nach Gotha gegangen sein. Ich bin sonst bei dergleichen nicht wohl zu haben. Hier aber hätte ich meine Idee zu Verfügung gestellt. Ein Aufruf, ein glückliches Lied vermögen viel in solcher Zeit.« Er sprach sehr aufgeregt, bis ich ihn zu schweigen bat. »Nun gut! Ich will's versuchen; aber bringen Sie mir das Leben Jesu von Salvador, von dem Sie neulich sprachen, und die Geschichte der Juden von Gräz. Ich will das, was Juden über Christus denken, in Beziehung auf meine Christus-Tragödie in mir aufnehmen.« Wir reichten uns die Hände zum Abschied. Ich ging, wenn auch ohne Hoffnung auf die Genesung des von Schmerzen Gepeinigten, doch nicht mit dem Gedanken, daß es der letzte Abschied sei. Am 11. December kam ich gegen Abend wieder und brachte die Bücher. Er fühle sich zu schwach, ließ er mir sagen, um mich zu empfangen, er grüße mich und danke mir. —

Am 13. December spät Abend besuchte mich ein Freund, um mit mir den Tod Hebbel's zu beklagen. Ich hatte im Abendblatte der Zeitung die Trauerkunde: »Heute Morgens um 4 Uhr 40 Minuten verschied Friedrich Hebbel« übersehen. Ich fühlte mich ins Herz getroffen, wiewohl der Tod Hebbels mir als unvermeidlich bekannt war. Ich eilte in die Wohnung in der Liechtensteinstraße. Die Witwe, die Tochter saßen regungslos da. Nur der treue Freund Brücke war bei ihnen. Er winkte mir und wir traten in das Nebenzimmer, wo die Leiche noch im Bette lag. Wir legten sie zurecht. Brücke hatte die Absicht, den Kopf zu

messen. Ich schlug ihm vor, auch einen Gypsabguß nehmen zu lassen. Er stimmte dem bei. Wir kehrten zu den Frauen zurück und bestimmten Frau Hebbel, die Leichenöffnung, die sie dem Hausarzte versagt hatte, zu gestatten. »Dieser Todte gehört, wie der Lebende ihr gehört hat, der Welt, und da muß Alles, was in solchem Falle üblich ist...« Mich ergriff ein Weinen, ich konnte nicht weiter sprechen.

Am folgenden Morgen bestellte ich den Gypsgießer, der die Todtenmaske nahm, worauf die Leichenöffnung vorgenommen wurde. Auf den Wunsch der Witwe begab ich mich zum Pfarrer der protestantischen Gemeinde, um ihn einzuladen, die Einsegnung vorzunehmen und am Sarge das übliche Gebet, und nur dieses zu sprechen, denn Hebbel hatte testamentarisch untersagt, ihm eine Leichenrede zu halten.

Im vertrauten Familienkreise wurde von den letzten Momenten des Dichters erzählt. In der Sterbenacht sagte er zu seinem bei ihm wachenden Arzte: »Geben Sie mir Hand und Ehrenwort, daß ich noch leben werde?« Der Arzt reichte ihm die Hand. Draußen tobte ein Wintersturm. Brücke erzählte, er habe augenscheinlich Freude an dem Sturme gehabt. Die Witwe theilte mit, er habe zu wiederholten Malen ausgesprochen, daß Sturm ihm Nahrung sei. Während eines Gewitters producirte er am liebsten. Um Mitternacht hieß er die Lampe über die Uhr stellen, vielleicht, bei vollem Bewußtsein wie er war, um die entfliehenden Stunden beobachten zu können. Vielleicht war ihm wie dem Propheten des Morgenlandes zu Muthe, der, als er zu Nacht in Todesqualen lag, wiederholt ausrief: »Ist der Morgen nicht nah?« Um 4 Uhr drückte er seiner Frau die Hand. »Er lächelte mit dem ganzen Gesichte,« erzählte sie, »und schickte mich fort.« Dann drückte er

den beiden Aerzten die Hand, machte eine verabschiedende Bewegung, wandte sich zur Seite ab und hauchte nach 40 Minuten nach vier Uhr das Leben aus. — —

Es wurde bemerkt, daß Hebbel an einem 18. geboren, an einem 13. gestorben ist, welche Zahlen nebeneinandergestellt, die Summe von 1813, sein Geburtsjahr, geben. Eine andere Zusammenstellung lautet: »Im Sturmjahre 1813 geboren, starb er, während ein Sturm tobte.« Das Haus, in dem er wohnte, trägt die Nr. 13, ebenso die Wohnung selbst.

Noch sei hier zweier Aufträge erwähnt, die Hebbel am letzten Lebenstage ertheilte. Seine Frau war für eine kurze Zeit, auf Drängen der Aerzte, um frische Luft zu schöpfen, fortgegangen, da befahl Hebbel Marien, der treuen Magd des Hauses, ein Tischchen mit Schreibzeug an sein Bett zu rücken, in welch' ersterem der ihm von Berlin her zugekommene dramatische Preis von 1000 Thalern lag. Er schrieb mit großer Anstrengung. »Ich will,« bemerkte er, »meiner Familie einen Spaß machen.« Als sie nach einer Weile wieder ins Zimmer trat, sagte er ihr: »Du wirst diesen Geldbrief auf die Post geben, aber nichts davon sagen!« Es läutete die Glocke an der Wohnungsthür. »Es kommt die Frau. Rücke den Tisch rasch fort! Du wirst genau meinen Auftrag erfüllen!« Sie eilte, den Brief zur Post zu bringen, dessen Adresse an Hebbel's Bruder Johann in Wesselburen lautete und einen Geldbetrag enthielt. Als sie zurückgekehrt war, fragte er sie, in Gegenwart der Seinen scharf: »Warst Du bei Dr. Frommer«, — der Name seines Arztes in Baden, — »und hast Du meinen Auftrag erfüllt?« Sie erkannte, daß er die Sache geheim halten wollte. Nach seinem Tode fand sich das Recepisse vor. Die Witwe fragte, wer den Brief aufgegeben habe. Marie erzählte nun den Vorgang.

Es hatte sich noch ein Aehnliches ereignet: Er fragte Professor Brücke, dann seinen Arzt Dr. Benedikt: »Ist es aus mit mir?« Als ihn Beide trösteten, aber nicht verhehlten, daß er schwer krank sei, that er nicht, als ob er darauf einginge, verabschiedete die Aerzte und hieß die Seinen aus dem Zimmer gehen. Er schellte der Magd und ließ sich von ihr aus seinem Schreibtische ein zugebundenes Päckchen reichen. Mit plötzlich lauter befehlender Stimme sagte er ihr: »Wirf das sogleich in den Abort und gieße viel Wasser darauf, daß es Niemandem schade.« Sie gehorchte. Als sie wieder ins Zimmer trat, sah er das Mädchen mit erschreckend aufgerissenen Augen an und rief: »Du hast doch nach meinem Befehle gethan? Es wäre zu feig gewesen!« Erst jetzt nach zwanzig Jahren hatte die Witwe des Dichters den Muth, zu erzählen, was Hebbel ihr während seiner Schmerzen in den letzten Tagen anvertraut hat, daß er sich Gift verschafft habe, um seine körperlichen Qualen, wenn sie zu heftig würden, abzukürzen. Sie lebte seitdem in ununterbrochener Angst. Die Aeußerung Hebbel's zur Magd: »Es wäre zu feig gewesen!« ließ sie erkennen, daß das Päckchen, welches er sorgfältig zu vernichten befahl, das Gift enthielt.

(Hiermit berichtigt sich eine über den Inhalt des Päckchens in der »Neuen Illustr. Ztg.« von mir gemachte Mittheilung, die mir von einer sonst glaubwürdigen Person zugekommen war.)

— —

Das Leichenbegängniß.

Hebbel lag aufgebahrt. Die Schauspielerin Charlotte Wolter brachte einen Lorbeerkranz und übergab ihn, leichenscheu, der treuen Dienerin des Hauses, die ihn

dem Todten auf das Haupt legen sollte. Eine der Familie durch viele Jahre befreundete Dame, Paula F., eine begeisterte Verehrerin des Hingeschiedenen, nahm dieser den Kranz ab und wand ihn selbst um die Schläfen des Todten. Dann legte sie ihm einen weißen Blumenstrauß, den der Hofschauspieler Lewinsky gesendet hatte, zwischen die bleichen Hände. Sie erzählte später, wie sie über die Schönheit des Hauptes erschrocken war, das durch den Tod einen Ausdruck von ruhiger Erhabenheit angenommen hatte.

Die Beerdigung der Leiche, deren Beisetzung am 16. December in der Todtencapelle des protestantischen Friedhofes vorgenommen wurde, fand erst am folgenden Tage um 3 Uhr Nachmittag statt. Der Friedhof war in grauen Nebel gehüllt. Nur die nächsten Freunde mit ihren Frauen waren in der Capelle des protestantischen Friedhofes versammelt: Brücke, Frankl, Glaser, die Buchdrucker Fromme und Holzhausen, Kuh, die Tochter Hebbel's Christine, die Witwe des Schriftstellers Rudolf Hirsch und des Malers Dittenberger. Die Gattin hatte nicht die Kraft, dem letzten Acte anzuwohnen. Die erwähnte treue Freundin blieb bei ihr im Hause. Sieben Kränze lagen auf dem Sarge, die Glocke läutete, der Pfarrer Porubsky sprach ein Gebet, der Sarg wurde in die Gruft versenkt. Eine eigenthümliche Wirkung erregte es, daß in der Gruft zu Häupten des Todten in einer Nische ein kleines schwarzes Kreuz gestellt war, vor dem eine Kerze brannte. Dann wurde Erde, mit Blumen gemischt, von den Anwesenden auf den Sarg gestreut, darauf die Kränze hinabgelegt, und der Gruftstein vorgeschoben. Ein Lied des Akademischen Gesangvereines verhallte, und zugleich mochte die Kerze in der geschlossenen Gruft ausgelöscht sein, die Lichtseele des Dichters symbolisirend.

Als eine Seltsamkeit muß es noch erwähnt werden, daß zu der Leiche des Dichters auch eine Thierleiche, unbemerkt von den Todtengräbern, in den Sarg gethan wurde. Das kam so: Hebbel's Liebe zu den Thieren war bekannt und fand noch in seinem letzten, unter körperlichen Qualen verfaßten Gedichte: »Der Brahmine«, eine poetisch rührende Verklärung. Vor Allem hatte er eine besondere Vorliebe für das Eichkätzchen, wie der Prophet Mohammed und der Dichter Petrarca für die Katze. Das Gerippe der letzteren ist, nach 400 Jahren, noch in dem Dichterhause zu Arquà erhalten. Das zierliche braune Thierchen, dessen Hebbel in dem früher mitgetheilten, an mich gerichteten Briefe erwähnt, war zum großen Leide des Dichters gestorben. Er nahm die Leichenöffnung vor und trug das kleine Herz in den Augarten, die Eingeweide in den Prater, wo er Beides, mit den Händen ein Grab ausscharrend, beerdigte. »Werden denn doch auch die todten Herzen und Eingeweide von fürstlichen Personen in Katakomben, jedes apart, beigesetzt.« Das Fell ließ er ausbälgen, und ausgestopft stand es auf seinem Schreibtische. Auf seinen Spaziergängen pflegte er die beiden Stätten zu besuchen, klagte und »mußte weinen«. Er ruht nunmehr mit seinem Freunde in gemeinsamer Gruft.

Denkmale.

Noch ist das Sterbehaus des Dichters in der Liechtensteinstraße Nr. 13, in welchem er den zweiten Stock bewohnte, mit keiner Gedenktafel bezeichnet, wohl aber eine Straße im VII. Bezirke Wiens nach seinem

Namen getauft. Früher jedoch, als sein Heimatsland und sein Geburtsort, hat ihm Oesterreich ein marmornes Denkmal errichtet. Von der Höhe des neuen Burgtheaters blickt seine von Tilgner in Marmor ausgeführte Büste, zur Rechten von der Grillparzer's, auf Wien herab, wo er achtzehn seiner schaffungskräftigsten Jahre verlebte, sich und der Stadt zum Ruhme. Durch eine, durch Nichts zu rechtfertigende Ungunst sind seine lebens- und ertragsfähigen Dramen wohl in eine Versenkung des Hofburg-Theaters gefallen. Wäre die Büste lebendig, sie würde eine Zornrede des Dichters, wie sie ihm eigen zu sein pflegte, vernehmen lassen.

„Gyges und sein Ring." — „Demetrius."

Es gewährt mir eine wohlthuende Befriedigung, daß ich dem Freunde nach dessen Tode noch theilnehmende Treue bewähren konnte. Das kam so: Mit der Aufbringung der Mittel zur Errichtung des Schiller-Denkmales beschäftigt, war ich, begünstigt von der Hoftheater-Intendanz, bemüht, zur Vergrößerung des Denkmalfondes zwei Dramen Hebbel's zur Darstellung auf dem Carltheater durch Hofburgschauspieler zu bringen: »Maria Magdalena« und »Agnes Bernauer«. Einmal wieder von den trefflichen Darstellern einstudirt, gingen sie sicher auch auf die Hofbühne, von der sie lange schon verschwunden waren, über, weil man den Schauspielern nicht zumuthen konnte, für die nur einzige Aufführung Studium und Zeit zu verwenden. Nicht so gelang es mir mit dem »Gyges und sein Ring«. Friedrich Halm, dem ich davon sprach, wagte nicht die Aufführung dieser Tragödie. Er fürchtete, das Wiener

Publicum werde lachen, wenn es hört, daß eine Frau sich tödtet, weil sie, ohne ihr Wissen, von einem Manne in ihrer blanken Schönheit gesehen worden ist. Die Makart'schen Damen-Modelle waren damals noch nicht an der Tagesordnung. Die Motivirung mit der strengen orientalischen Sitte ist künstlerisch genügend in der Tragödie wohl ausgesprochen, kann aber bei der Darstellung leicht überhört werden und das Motiv unverständlich machen. Ich schlug Halm vor, die betreffende Motivirung durch einige Verse zu verstärken und etwa noch an schicklicher Stelle zu wiederholen. Halm versprach, die Sache zu überlegen, starb aber bald darauf. Ich ging zu seinem Nachfolger Dingelstedt, auch er versprach; doch bemerkte er in seiner frivol-witzigen Weise: »Man hat mich in meiner Jugend schon ein vielversprechendes Talent genannt. Leider hab' ich es nicht dazu gebracht, Wort zu halten.« Nichtsdestoweniger ließ er später die Rollen vertheilen, und wie mir Frau Christine Hebbel erzählte, erhielt sie den Besuch der Schauspielerin Charlotte Wolter, welche die Königin Rhodope darstellen sollte, um wegen der Auffassung des Charakters sich zu berathen. Es ist mir nicht bekannt, warum dann doch die Darstellung unterblieben ist. Und so ruht die keusche Königin, vom Theatervorhang verhüllt, von keinem Rampenlicht beleuchtet, in der Bibliothek des Hofburg-Theaters, bis sie ein Director desselben erscheinen läßt. Eine Bühne, wie die des Hofburg-Theaters, die nicht selten an Dramen von voraussichtlich ephemerem Erfolge Kraft und Zeit verschwendet, darf eine Tragödie von so eminent poetischem Gehalte, wie es der »Gyges« ist, nicht ablehnen, wenn sie das ihr anvertraute und kunstheilige Amt aufrechthalten will und muß. Ein Publicum, welches das gewagteste, was je auf der Bühne zur

Darstellung gelangt ist, soeben den »Richter von Zalamea«, mit gesund natürlichem Sinne und mit Begeisterung aufgenommen hat, wird nicht plötzlich prüde werden, wenn ihm eine, in ihren Motiven keusche, sittliche Handlung vorgeführt würde, wenn die Gestalten, die sie darstellen, von einem ersten Dichter unserer Gegenwart wie aus penteliſchem Marmor gemeißelt und von Götterblut warm durchrieselt sind. Eine tragische, junge Schauspielerin kann durch die Darstellung der Rhodope sich berühmt machen, zumal wenn sie, wie hier Gelegenheit geboten ist, auch die Damenwelt durch — glänzende Roben entzücken kann.

Und noch eine, leider nicht ganz vollendete Tragödie ist vorhanden: »Demetrius«. Noch fünf Tage vor seinem Tode dichtete er an derselben. Maltiz und Laube haben es versucht, den Schiller'schen »Demetrius«, von dem nur zwei Acte vorliegen, weiter zu führen und zur Darstellung zu bringen. Dingelstedt plante es, die bis in die 7. Scene des letzten Actes gediehene Tragödie zu vollenden. Ludwig Goldhann hat es unternommen, den Schluß der Tragödie nach den hinterlassenen, leider nur spärlichen Andeutungen des Dichters zu entwerfen. Ein literarischer Freund, der seine Arbeit einen vollkommen gelungenen Nothbau nannte, reichte die Tragödie im Jahre 1867 im Hofburg-Theater ein. Laube und nach ihm Halm lehnten, die Motivirung ist nicht bekannt, die Aufführung des »Demetrius« ab; doch wurde derselbe vom Hoftheater in Berlin im Jahre 1869 dargestellt.

Und wäre der Torso selbst eines Experimentes, etwa bei einer Gedächtnißfeier des Dichters, nicht werth? Ein Epilog könnte erzählen, was dem Dichter dramatisch darzustellen nicht mehr vergönnt war, und das Ganze mit einer Apotheose schließen. Vorerst

aber hat »Gyges und sein Ring« den vollen Anspruch auf die Darstellung.

Hebbel's Werke im Hofburg-Theater

wurden nach einem mir von Herrn Albert Weltner gütigst mitgetheilten Ausweise 200 Mal dargestellt, und zwar in folgender Ordnung:

»Maria Magdalena« vom 8. Mai 1848 bis Jänner 1884	41 Mal.
»Judith« vom 1. Februar 1849 bis 23. Jänner 1878	35 Mal.
»Herodes und Mariamne« am 19. April 1849	1 Mal.
»Der Rubin« vom 21. November 1849 bis 25. November 1849	3 Mal.
»Magellone« (Genofeva) vom 20. Jänner 1854 bis 9. Februar 1854	6 Mal.
»Michel Angelo« vom 18. April 1861 bis 10. September 1868	6 Mal.
»Der gehörnte Siegfried« vom 10. Februar 1863 bis 23. Februar 1881	36 Mal.
»Siegfried's Tod« vom 10. Februar 1863 bis 23. Februar 1881	36 Mal.
»Agnes Bernauer« vom 26. März 1868 bis 23. Februar 1881	16 Mal.
»Chriemhild's Rache« vom 23. September 1871 bis 5. März 1881	20 Mal.
	200 Mal.

„Herodes und Mariamne."

Es dürfte auffallen, daß die Tragödie »Herodes und Mariamne« nur Einmal im Hofburg-Theater aufgeführt wurde, da doch jedes Drama, wenn es auch, wie man sagt, durchgefallen ist, althergebracht hier wenigstens dreimal wiederholt wird. Es geschah diese nur einmalige Aufführung auf das ausdrückliche Verlangen des Dichters, nachdem seine Tragödie mit Stillschweigen aufgenommen worden war und weil er lieber auf die sich ergebende Tantième wiederholter Darstellung verzichten, als sich dem Urtheile eines, wenn auch achtungsvollen Schweigens gegenüber befinden wollte. Ueber diese erste und einzige Aufführung hat der berühmte Aesthetiker Professor Robert Zimmermann in Kuranda's »Ostdeutscher Post« auf den Wunsch des Dichters geschrieben und theilt mir freundlich darüber schriftlich mit: »Hebbel verschmähte es nicht, wiederholt in das »Faustkämmerchen«, wie er es nannte, heraufzuklimmen, das ich damals als Stubennachbar Eduard Hanslick's im 4. Stockwerke eines Hauses in der Wollzeile bewohnte. An seinem eigenen gastlichen Theetische, den seine liebenswürdige Frau bereitete, las er uns Beiden das neue Werk vor und lud uns ein, in seiner Loge der ersten Aufführung desselben anzuwohnen. Es war ein peinlicher Abend. Das Publicum verhielt sich eben nicht ablehnend, aber eiskalt. Als sich nach dem Fallen des Vorhanges keine Hand rührte, sagte Hebbel: »Es ist gefallen, ich ziehe das Stück zurück.« Er war die ganze Zeit über an der Brüstung der Loge — wir saßen zu seinen beiden Seiten — wie eine Statue aufrecht gestanden und hatte das Los des Werkes schon nach der gleichgiltigen Aufnahme des ersten Actes als besiegelt an-

gesehen. Auch das musterhafte Spiel seiner Frau, welche die psychologische Unbegreiflichkeit der Heldin minder fühlbar zu machen verstand, vermochte es nicht aufzuhalten. Im Jahre 1850 erschien das Werk gedruckt. Ich schrieb über dasselbe in der kaiserlichen »Wiener Zeitung« und erhielt, bezüglich darauf, den nachfolgenden Brief:

»Lieber Herr! Wenn ich jetzt erst dazukomme, Ihnen für Ihre schöne und liebreiche Kritik meines neuesten Trauerspieles meinen Dank auszusprechen, so bitte ich Sie, es mit einer langwierigen, qualenreichen Krankheit zu entschuldigen, die es mir selbst heute noch kaum erlaubt, einen Brief zu schreiben.

Ihre Kritik hat mir in diesen Tagen der Betrübniß, die mich jeder Thätigkeit unfähig machten, eine doppelte Freude gewährt. Daß mir Ihre Theilnahme wohlthuend und erquickend sein mußte, versteht sich von selbst. Aber eben einen so hohen Genuß hat mir das ausgezeichnete Reproductions- und Darstellungsvermögen an sich verschafft, das Sie in Ihrem Aufsatz, wie in manchem vorhergegangenen, documentiren. Denn die Vereinigung dieser beiden, schon einzeln genommen, so seltenen Eigenschaften läßt mich von Ihrer Zukunft für die ästhetische Kritik das Bedeutendste hoffen. Aber das Weiterschreiten der Kritik, die gerade jetzt auf einer sehr bedenklichen Mittelstufe zwischen dem etwas bornirten historischen und dem abstract-philosophischen Urtheil ausruht, ist für unsere National-Literatur ebenso wichtig, wie die Steigerung der Production selbst. Was aber Ihre Beschäftigung mit mir betrifft, so will ich nur wünschen, daß das Positive, was Sie mir zusprechen, halb so begründet sein möge, wie die allgemeinen Ausstellungen, die Sie machen. Wohl

mag unsere gegenwärtige, charakterlose, im schlimmen Sinne runde Welt, in der sich nichts mehr von einander unterscheidet, mich in das Eckige zu weit hineingetrieben haben. Mich tröstet eine Reihe meiner Aufgaben, die ich noch vor mir liegen sehe, und die mit den von mir bisher gelösten wenig übereinstimmen, wenn ich den »Moloch« etwa ausnehme. Sie werden mir andere Verhandlungsart gestatten. Dagegen haben Sie mich zu Ihrer Ansicht des »Herodes und Mariamne« nicht bekehrt. Ich glaube nicht, daß man den Schlüssel im Dämonischen zu suchen braucht. Sie muß schweigen, weil es, wenn sie spricht, von Herodes kein Verdienst mehr ist, daß er den im ersten Act gegebenen Befehl im dritten nicht wiederholt, wie er dann sicher nicht thun würde, oder auch nur thun könnte. Wie soll sie dann aber zu der ihr nothwendigen Ueberzeugung gelangen, daß er angefangen hat, sie als Person zu betrachten, von der er ein Opfer nur hoffen und erwarten darf, und daß er aufgehört, sie als ein Ding zu behandeln, von dem er das Opfer erzwingen könne? Es gibt zu dieser Ueberzeugung nur einen Weg, und darum ist auch die Wiederkehr derselben Situation unbedingt nöthig. Später kann sie ihr Schweigen noch weniger brechen, denn sie vermag so wenig mehr mit, als ohne Herodes zu leben, sie vermag ihre Liebe zu ihm aber nur mit dem Dasein selbst zu ersticken, und daß diese ihre Liebe im letzten Moment die Gestalt des Hasses borgt, dürfte tief in der weiblichen Natur begründet sein und am Ende gar nur geschehen, weil auch sie wünscht, was er wünscht, nämlich, daß er sie nicht überleben möge.

Verzeihen Sie diese Defension. Meine physischen Kräfte gestatten mir keine weitere Ausführung. Doch